

Unverkäufliche Leseprobe



Stig Förster

Deutsche Militärgeschichte

Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

2025. 1293 S., mit 15 farbigen Abbildungen und 28 Karten,
davon 6 in Farbe

ISBN 978-3-406-82903-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/37890659>

Stig Förster

Deutsche Militärgeschichte

Historische Bibliothek der GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H.Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Zuletzt erschienen:

Jill Lepore: Diese Wahrheiten

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

Klaus Mühlhahn: Geschichte des modernen China

Von der Qing-Dynastie bis zur Gegenwart

Gudrun Krämer: Der Architekt des Islamismus

Hasan al-Banna und die Muslimbrüder

Thomas O. Höllmann: China und die Seidenstraße

Kultur und Geschichte von der frühen Kaiserzeit bis zur Gegenwart

Holger Gzella: Aramäisch

Weltsprache des Altertums

Karl-Joachim Hölkeskamp: Theater der Macht

Die Inszenierung der Politik in der römischen Republik

Wolfgang Behringer: Der große Aufbruch

Globalgeschichte der Frühen Neuzeit

Winfried Nerdinger: Architektur in Deutschland im 20. Jahrhundert

Geschichte, Gesellschaft, Funktionen

Peter Schäfer: Das aschkenasische Judentum

Herkunft, Blüte, Weg nach Osten

Dorothea Weltecke: Die drei Ringe

Warum die Religionen erst im Mittelalter entstanden sind

Stig Förster

Deutsche Militärgeschichte

Von der Frühen Neuzeit
bis zur Gegenwart

C.H.Beck

Mit 21 Abbildungen in einem Farbtafelteil und 22 Karten

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: «Einsatzbefehl» (Deutsch-Französischer Krieg 1870/71, Ausschnitt) von Emil Hüntten (1827–1902), Öl auf Leinwand, undatiert,

© akg images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82903 2



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

In Memoriam

Sir Michael Howard (1922–2019)

Danksagung

Der Entstehungsprozess des vorliegenden Buches wurde von Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden unterstützend begleitet. Mit Rat, Kritik und Verbesserungsvorschlägen haben sie geholfen, die schlimmsten Fehler und Irrtümer zu tilgen. Zudem brachten sie Anregungen und neue Ideen ein, die dem Text zugutekamen. Sie haben mich immer wieder ermutigt, mit der schwierigen Arbeit fortzufahren. Mein großer Dank gilt Dr. Franziska Augstein, Stephan Boehnke, Dr. Rudolf Bolzern, Dr. Flavio Eichmann, Oberst a. D. Dr. Karl-Heinz Frieser, Prof. Dr. Beatrice Heuser, Oberstleutnant Dr. Hans-Peter Kriemann, Dr. Christoph Nübel, Dr. habil. Markus Pöhlmann und Oberstleutnant Lars Zacharias.

Eine enorme Hilfe war Dr. Stefan von der Lahr, der für den Verlag C.H.Beck das Lektorat übernahm, von Anfang an das ganze Projekt betreute, das zu einem guten Teil von ihm angeregt worden war. Er hat den Text nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich verbessert. Für seinen freundschaftlichen Rat und die herzlichen Gespräche bin ich höchst dankbar. Dr. Martin Hallmannsecker hat schließlich das Lektorat mit Akribie und Geschick zu Ende geführt. Durch seine professionelle Betreuung wurde das Werk abgerundet. Die Zusammenarbeit mit ihm war eine Freude.

Der Gerda Henkel Stiftung gilt mein Dank für die Aufnahme dieses Werkes in ihre Historische Bibliothek und die großzügige Unterstützung bei der Herstellung des Buches.

Schließlich möchte ich mich ganz besonders bei Dr. Alice Förster, meiner Frau, bedanken. Sie hat all die Jahre ertragen, dass wir nicht das Leben und die Freiheit von Pensionären genießen konnten, weil ich viele Stunden an den Schreibtisch gefesselt war. Sie hat aber auch

den Entstehungsprozess des Textes tatkräftig unterstützt und gute Ratschläge erteilt.

Aber letzten Endes liegt die Verantwortung für alle Fehler und Schwächen dieses Buch ausschließlich bei seinem Autor.

Stettlen, im Herbst 2024

Inhalt

Einleitung	15
------------------	----

I. Der schwierige Aufstieg des Staates. Militär und Kriegswesen in der Frühen Neuzeit

1. Ein neues Zeitalter: Das 16. Jahrhundert	31
---	----

Der Strukturwandel des Kriegswesens 31 | Die Landsknechte 40 | Eine unglückliche Beziehung: Der Kaiser und das Reich 47 | Krieg an vielen Fronten und exzessive Gewalt 54 | Die Tragödie des Bauernkriegs 60

2. Die Katastrophe: Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen	67
--	----

Die Böhmisches Revolution und der verspielte Sieg des Kaisers 67 | Die schwedische Intervention 74 | Die Agonie des Reiches 79 | Der Westfälische Friede 83 | Militärischer Wandel in 30 Jahren Krieg 88 | Methoden der Kriegsfinanzierung 97 | Die Menschen im Krieg oder die Realität des Grauens 101

3. Absolutismus und unruhige Zeiten, 1649–1789	108
--	-----

Eine Epoche der Instabilität 108 | Der Wettlauf der deutschen Staaten 113 | Die Kriege des «Sonnenkönigs» 118 | Türkenkriege und Verwicklungen im Nordosten 123 | Staat, Militär und Gesellschaft im Absolutismus 127 | Preußens schlesisches Abenteuer 140 | Der Siebenjährige Krieg: Großmachtkonflikt in Zentraleuropa 143 | «Das Mirakel des Hauses Brandenburg» 154 | Taktik, Waffen und Soldaten 160 | Zivilgesellschaft, Militär und Krieg 165 | Die Dämmerung des Ancien Régime 169

II. Das Zeitalter des Volkskriegs. Revolutionen und Reaktion, 1789–1849

1. Die Französische Revolution, Napoleon und die Radikalisierung des Krieges, 1789–1815 177
Valmy 177 | Terror und totale Mobilisierung 183 | Der Aufstieg des Napoleon Bonaparte 190 | Das Ende des Heiligen Römischen Reiches und die Wiederaufnahme des Krieges 198 | Preußens Schmach 202 | Die Kontinentalsperre und das Aufbäumen Österreichs 210 | Varianten deutscher Reformen 217 | 1812: Napoleons Desaster in Russland 231 | Befreiungskrieg? 246 | Napoleons zweifacher Untergang und der Wiener Kongress 262 | Die «Französischen Kriege» in der Militärgeschichte 272 | Begrenzte Innovation: Organisation, Ausrüstung und Waffentechnik in den «Französischen Kriegen» 280 | Facetten der Kriegsrealität: Soldaten und Zivilgesellschaft 284
2. Reaktion und Revolution, 1815–1849 290
Ausblick auf das 19. Jahrhundert 290 | Biedermeier 294 | Das deutsche Militärwesen und die Reaktion 307 | Carl von Clausewitz und die Theorie des Krieges 320 | Die Revolution von 1848/49 327

III. Der Weg in den industrialisierten Volkskrieg, 1850–1871

1. Wirtschaftsaufschwung, internationale Konflikte und Militärreformen, 1850–1864 351
Die siegreiche Revolution 351 | Die Rückkehr des Krieges 359 | Militärreformen und Verfassungsfragen 367
2. Deutsche Kriege, 1864–1866 380
Der erste Schritt: Krieg gegen Dänemark 380 | Die Konfrontation zwischen Preußen und Österreich 387 | Königgrätz 390 | Die anderen Kriegsschauplätze und der Friedensschluss 404 | Der Norddeutsche Bund als Zwischenlösung 408

3. Das Menetekel: Der Deutsch-Französische Krieg, 1870/71	416
Die Provokation	416
Der Krieg gegen das französische Kaiserreich	422
Sedan	432
Der Krieg gegen die Französische Republik	438
Kriegsbild und Kriegserlebnis	454

IV. Das Deutsche Kaiserreich und sein Militär, 1871–1914

1. Die bleierne Bismarckzeit, 1871–1890	463
Aufbruch und Krise	463
Innenpolitik: «Reichsfeinde» und konservativer Machtstaat	470
Außenpolitik: Komplexe Bündnissysteme und die Angst vor einer feindlichen Koalition	478
Die Anfänge des deutschen Kolonia- lismus	491
Das Heer zwischen gesellschaftlicher Akzeptanz und Stagna- tion	498
Das strategische Dilemma des Generalstabs	503
Der Kampf um das Äternat	508
Konservative Widerstände in der Rüstungspoli- tik	511
Colmar Freiherr von der Goltz und der Aufstieg des radikalen Bellizismus	518
Bismarcks Sturz	521
2. Herrliche Zeiten: Das Militär im Wilhelminismus, 1890–1911	526
Der Verdy-Plan und die Heeresvermehrung unter Caprivi	526
Das «per- sönliche Regiment» Wilhelms II.	533
Die Wilhelminische Gesellschaft zwischen Aufschwung und Nervosität	536
Bülow's Weltmachtpolitik und ihr Scheitern	542
Die Kaiserliche Marine und der Tirpitz-Plan	546
Deutsche Truppen in Übersee: Strafexpeditionen und Völkermord	555
Militarismus: Machtinstrument und Groteske	563
Verlangsamte Heeres- rüstung	571
Der Schlieffen-Plan	579
3. In der Sackgasse, 1911–1914	591
Das Krisenkarussell	591
Die rüstungspolitische Wende	596
Kriegstreiber	603
Der Sprung ins Dunkle	609

V. Der Erste Weltkrieg und die Totalisierung der Kriegführung, 1914–1918

1. Blutiger Herbst: Die ersten Monate des Krieges 621
Mobilmachung 621 | Krise im Westen: Das Scheitern des deutschen Operationsplans 628 | Mythenbildung im Osten: Tannenberg 643 | Der Krieg zur See zwischen gescheiterten Illusionen und überraschenden Erfolgen 650 | Kein Durchkommen im Westen 654
2. 1915/16: Am Rande des Abgrunds 663
Der globale Krieg 663 | Risse in der «Heimatfront» 675 | Ausbruchversuche zur See 682 | Mehr als Stahlgewitter: Innovationen und Kriegserlebnis an der Front 687 | Die strategische Krise 700
3. Die Katastrophe 714
Erich Ludendorffs Totaler Krieg 714 | Von Friedensfühlern zur Eskalation: Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg 721 | Pyrrhussieg im Osten 727 | «Der letzte Hieb» 732 | Die Niederlage 743

VI. Revanche. Das deutsche Militär zwischen Konterrevolution und Kriegsvorbereitung, 1918–1939

1. Weimar, die verachtete Republik 757
Revolution 757 | Versailles 767 | Chaos 780 | Die Ambivalenz der «Goldenen Zwanziger Jahre» 793 | Die ersten Schritte zur Wiederaufrüstung 801 | Die Zerstörung der Republik 811
2. Der fatale Pakt: Das Militär, das NS-Regime und der Weg in den Krieg 822
Hitlers Diktatur 822 | Der Aufbau der Wehrmacht bis 1936 830 | Der Zusammenbruch der Pariser Friedensordnung 841 | Die Krise der exzessiven Rüstung 845 | Die Gleichschaltung der Wehrmacht 852 | Vabanque 854

VII. Der Zweite Weltkrieg und das Ende der deutschen Militärgeschichte, 1939–1945

1. Mit schnellen Erfolgen ins strategische Dilemma, 1939–1941 871
Polen und die Anfänge des Vernichtungskrieges 871 | «Weserübung»: Abenteuer in Skandinavien 876 | «Sichelschnitt»: Überraschungssieg im Westen 881 | Das Scheitern des Unternehmens «Seelöwe» und die Folgen 894
2. Kriegswende, 1941–1943 903
Unternehmen «Barbarossa» 903 | Völkermord 915 | Weltkrieg 926 | Winterkämpfe im Osten 928 | Noch einmal Vabanque: Das Unternehmen «Blau» 932 | Stalingrad 937
3. Totaler Krieg und totale Katastrophe, 1943–1945 942
«Wollt Ihr den totalen Krieg?» 942 | «Gomorrha»: Der strategische Luftkrieg gegen das Deutsche Reich 947 | 1943: Rückschläge an allen Fronten 953 | 1944: Das Jahr der Katastrophen 966 | «Wunderwaffen» 981 | Der Zusammenbruch 987

VIII. Die beiden deutschen Staaten und ihr Militär in den Bündnissystemen des Kalten Krieges

1. Auferstanden aus Ruinen 1001
Die Alliierten und die deutsche Frage 1001 | «Die Stunde Null» 1008 | Kriegsverbrecherprozesse und «Entnazifizierung» 1012 | Die Teilung Deutschlands 1018
2. Wiederbewaffnung 1025
Anfänge 1025 | Die Aufbauphase der Nationalen Volksarmee 1035 | Die Aufbauphase der Bundeswehr 1042 | Spiele mit der nuklearen Apokalypse 1049 | Krisen und Wandel 1055

3. Der lange Weg zur Wende	1066
Entspannung 1066 Am Rande des Abgrunds 1073 Das Ende des Kalten Krieges 1085	

IX. Ende offen. Sicherheitspolitik und Bundeswehr seit 1990

1. Enttäuschte Träume und harte Realitäten	1099
Friedensdividende und Auslandseinsätze 1099 Bosnien 1104 Kosovo 1106	
2. Afghanistan und andere Abenteuer	1113
«9/11» und die Folgen 1113 Verteidigung am Hindukusch 1115 «Hier ist Krieg» 1121	
3. Zeitenwende	1126
Vor der Zeitenwende: Die Bundeswehr zwischen Umbau und Abbau 1126 Im Angesicht des Aggressors 1130	

Anhang

Anmerkungen	1141
Abkürzungsverzeichnis	1219
Auswahlbibliographie	1222
Bildnachweis	1244
Personenregister	1245
Register geographischer Begriffe	1277

Einleitung

Der Rahmen

Wozu Militärgeschichte?» – Diese Frage ist in den letzten Jahrzehnten meist negativ beantwortet worden. Generell fand dieses Thema in Fachkreisen nur noch wenig Interesse. Dementsprechend spielt Militärgeschichte an deutschsprachigen Universitäten fast keine Rolle. Die mancherorts betriebene Forschung in diesem Bereich wurde marginalisiert und vom akademischen Mainstream weitgehend ignoriert. Aber Militärgeschichte ist wichtig und keineswegs nur deshalb von Interesse, weil das Thema Krieg im öffentlichen Bewusstsein Mitteleuropas neuerdings erschreckend aktuell geworden ist. Militärgeschichte ist ein integraler Bestandteil der Allgemeingeschichte, denn es ist nicht zu leugnen, dass Militär und Krieg seit Jahrtausenden erheblichen Einfluss auf die Entwicklung der Menschheit genommen haben. Gerade auch die deutsche Geschichte kann ohne die Rolle des Militärischen kaum verstanden werden. Militärgeschichte ist daher zu wichtig, um sie als etwas Unappetitliches abzutun, das man den Waffennarren und Lehnstuhlfeldherren überlassen kann. Es bedarf einer seriösen wissenschaftlichen Aufarbeitung mit Bezug auf die Allgemeingeschichte. Dieses Buch, das als Gesamtdarstellung der Deutschen Militärgeschichte seit der Renaissance konzipiert ist, soll diesem Anspruch genügen.

Dabei stellte sich die Frage, was eigentlich unter «deutsch» zu verstehen sei. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich das Antlitz und die staatliche Verfasstheit dessen, was man geographisch als «Deutschland» bezeichnen konnte, immer wieder und zum Teil sehr radikal verändert. Die äußeren Grenzen dieses Gebildes waren wiederholt so unscharf, wie sein inneres Gefüge instabil war. Ich habe mich für

ein pragmatisches Vorgehen entschieden: Als «deutsch» soll im Wesentlichen alles gelten, was zeitgenössisch als solches betrachtet wurde. Das gilt für alle Teile des «Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation», welches vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts existierte. Der nach den Napoleonischen Kriegen entstandene «Deutsche Bund» umfasste dann noch einmal große Gebiete in Mitteleuropa. Österreich und weitere Territorien der Habsburgermonarchie waren durchweg integrale Bestandteile dieser deutschen Geschichte, weshalb sie in diesem Buch eine zentrale Rolle spielen. 1866 schied Habsburg aus dem deutschen Verbund aus. Die Geschichte Österreichs wird ab diesem Zeitpunkt nicht mehr vertieft behandelt. Das 1871 gegründete Deutsche Reich steht dann im Zentrum der historischen Darstellung bis 1945. Es folgt eine eingehende Analyse der beiden deutschen Staaten bis 1990 und des vereinten Deutschland ab 1990. Über weite Strecken bildet der Begriff «Deutschland» aber nur den äußeren Rahmen für eine Untersuchung der deutschen Einzelstaaten wie Brandenburg/Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und viele andere mehr. Wenig sinnvoll erscheint mir demgegenüber ein Zugang, der die «deutschsprachigen Völker» zum Untersuchungsgegenstand macht. Innerhalb dessen, was man territorial oder politisch als «deutsch» bezeichnete, wurde keineswegs nur Deutsch gesprochen, sondern auch Tschechisch, Sorbisch, Polnisch, Dänisch, Italienisch und Französisch. Umgekehrt sind die Schweizer Eidgenossen frühzeitig einen eigenen Weg gegangen, auch wenn die meisten von ihnen deutsche Dialekte sprachen. Die Schweizer Geschichte kann wohl kaum als Teil einer deutschen Geschichte betrachtet werden.¹ Letzteres gilt auch für die Niederlande, obwohl sie bis 1648 formal zum Heiligen Römischen Reich gehörten.

Eine Deutsche Militärgeschichte kann sich aber keineswegs nur auf die deutschen Entwicklungen beschränken. Gerade Militärgeschichte ist in vielerlei Weise international, weil sie von der Interaktion zwischen verschiedenen Militärorganisationen gekennzeichnet ist. Das gilt nicht nur für das Schlachtfeld, auf dem sich Streitkräfte verschiedener Länder gegenüberstehen. Die internationale Interaktion geht weiter. Sie findet in der Militärtheorie statt, auf dem Gebiet

militärischer Systeme und dem Austausch von technischem Know-how. Militärs haben immer versucht, die andere Seite auszuspiönieren und von ihr zu lernen. Auf die großen Umwälzungen in der Militärgeschichte mussten Antworten gefunden werden, wenn man nicht den eigenen Untergang riskieren wollte. Die Entwicklung der Deutschen Militärgeschichte der letzten 500 Jahre ist daher ohne den internationalen Kontext überhaupt nicht zu verstehen. Wie etwa soll man eine deutsche Militärgeschichte um 1800 schreiben, ohne die Auswirkungen der Französischen Revolution auf das Militärwesen und die Rolle Napoleon Bonapartes miteinzubeziehen? Wie könnte man etwa die Entwicklung der deutschen Marine vor und im Ersten Weltkrieg verstehen, ohne den Rüstungswettlauf mit Großbritannien zu erwähnen? Eine Militärgeschichte der beiden deutschen Staaten im Kalten Krieg ohne Berücksichtigung der Konfrontation zwischen der NATO und dem Warschauer Pakt wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Die folgende Darstellung beansprucht daher viel Raum für die Analyse internationaler Entwicklungen.

Eine Deutsche Militärgeschichte wäre zudem unvollständig, wenn sie nicht auch die Rolle deutschen Militärs außerhalb Europas in die Betrachtung einbeziehen würde. Die sogenannten Out-of-area-Einsätze der Bundeswehr seit den 1990er Jahren werden im IX. Kapitel selbstverständlich thematisiert. Darüber hinaus spielte deutsches Militär in verschiedener Form eine wichtige und zum Teil furchtbare Rolle im Rahmen von Imperialismus und Kolonialismus seit dem späten 19. Jahrhundert bis 1918. Auch dieser Geschichte wird in der Darstellung Raum gewährt. Die angedeutete Komplexität des Themas führt schließlich zu der Frage, worum es sich bei Militärgeschichte eigentlich handelt.

Methodisches

«Was ist Militärgeschichte?» – Diese Fragestellung war das Thema der zweiten Jahrestagung des Arbeitskreises Militärgeschichte, e.V., die im Jahre 1998 in Bochum stattfand. Es handelte sich um eine Art nachgeholter Gründungsveranstaltung des damals gerade erst drei

Jahre alten Arbeitskreises. Ziel der Tagung war es, die theoretischen Dimensionen auszuloten, innerhalb derer sich die künftige Forschung zu diesem Thema bewegen sollte. Die dabei vorgelegten Angebote waren reichhaltig und verdeutlichten, dass sich eine moderne Militärgeschichte keineswegs in ein allzu enges Korsett zwängen lassen darf.² Die seit dem 19. Jahrhundert vom Großen Generalstab betriebene Geschichtsschreibung firmierte unter dem Begriff «Kriegsgeschichte» und diente vor allem dem Zweck, aus vergangenen Waffengängen Lehren für zukünftige Feldzüge zu ziehen. Trotz weitergehender Ansätze konnte sich amtliche Geschichtsschreibung der 1920er und 1930er Jahre von dieser Tradition nicht gänzlich lösen. Die wissenschaftliche Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges wurde immer noch primär als «Kriegsgeschichte» verstanden.³ Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Begriff jedoch sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR verpönt, schien er doch für einen unkritischen Umgang mit dem Thema Krieg zu stehen. Das 1958 in Freiburg i. Br. eingerichtete Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA) der Bundeswehr suchte daher neue Wege. «Militärgeschichte» war nunmehr das Schlagwort. Rainer Wohlfeil, seinerzeit Leitender Historiker des MGFA, versuchte sich 1967 an einer Definition:

«Die Militärgeschichte ist ... die Geschichte der bewaffneten Macht eines Staates, die in der Breite ihrer historischen Erscheinung behandelt wird. Sie fragt nach der bewaffneten Macht als Instrument und Mittel der Politik und befaßt sich mit dem Problem der Führung in Frieden und Krieg.»⁴

Doch Wohlfeils Definitionsversuch blieb unbefriedigend, weil er zu eng war. Eine moderne Militärgeschichte, wie sie 1998 in Bochum diskutiert und seit damals auch im deutschsprachigen Raum betrieben wird, geht weit über die Erforschung der «bewaffneten Macht eines Staates», von deren Instrumentalisierung durch die Politik und deren Führung hinaus. Allein schon solche Phänomene wie nichtstaatliche Kriegführung durch Guerillas und die Wechselbeziehung zwischen Militär und Politik lassen Zweifel an dieser Definition aufkommen. Zudem reicht eine Konzentration auf die Prob-

leme der Führung bei weitem nicht aus. Was ist mit den einfachen Soldaten, den Zivilpersonen und sogar der gesamten Gesellschaft als Träger und Objekt von Militär und Politik?

Wichtige Anregungen für eine moderne Militärgeschichte kamen seit den 1960er Jahren aus Großbritannien. Angeführt von Michael Howard bildete eine ganze Gruppe von Historikern (tatsächlich zunächst nur Männer) die später legendäre «War-and-Society-Schule», die frischen Wind in die traditionelle Militärgeschichtsschreibung brachte. Militär und Krieg wurden nicht mehr isoliert betrachtet, sondern in einen ganzheitlichen Kontext eingebettet, um sich darin vertieft mit politischen, wirtschaftlichen und besonders gesellschaftlichen Zusammenhängen auseinanderzusetzen. Auf diese Weise wurden militärische Entwicklungen und auch das Geschehen in Kriegen besser verstanden als bislang.⁵ Vor allem aber eröffnete der neuartige Zugang zur Militärgeschichte auch die Möglichkeit, immer weitere historische Dimensionen in die Betrachtung miteinzubeziehen und damit letztlich einen Beitrag zur allgemeinen Historiographie zu leisten. Das vorliegende Buch ist der «War-and-Society-Schule» verpflichtet und deshalb ihrem Gründungsvater Sir Michael Howard gewidmet.

Die neuen Möglichkeiten methodischer Vielfalt werden in der folgenden Darstellung so weit wie möglich genutzt. Das gilt natürlich besonders für den Bereich der Politikgeschichte. Der preußische General und Militärtheoretiker Carl von Clausewitz hat in seinem Hauptwerk *Vom Kriege* wiederholt darauf hingewiesen, dass die Politik den Zweck des Krieges bestimmt und somit entscheidenden Einfluss auf Verursachung, Verlauf und Beendigung des Krieges nimmt.⁶ Man kann hinzufügen, dass dies auch für die Ausgestaltung des Militärwesens im Frieden gilt. Struktur, Organisation, Ausrüstung, Bewaffnung und gesellschaftliche Rolle des Militärs werden maßgeblich von den Absichten und Möglichkeiten der politischen Führung bestimmt. Mehr noch: Es sind die jeweiligen politischen Verhältnisse, ohne die Militärgeschichte schlichtweg nicht verstanden werden kann. So wurde etwa der Verlauf des Dreißigjährigen Krieges maßgeblich von der politischen Entwicklung innerhalb des Heiligen Römischen Reiches und zunehmend von den Interessen

und Ambitionen auswärtiger Mächte bestimmt. Die Rüstungspolitik des Deutschen Reiches zwischen 1871 und 1914 war eine hochpolitische Veranstaltung, deren sprunghafter und oft widersprüchlicher Verlauf keineswegs militärimmanent war, sondern gewissermaßen von außen hineingetragen wurde. Politikgeschichte – und zwar keineswegs nur die Geschichte der Herrschenden und der führenden Eliten – ist deshalb durchgehendes Thema in diesem Buch.

Doch Politikgeschichte muss durch Gesellschaftsgeschichte unterfüttert werden, denn die politischen Strukturen beruhen auf gesellschaftlichen Verhältnissen. Die Politik in einem von Hochadel und Klerus dominierten Staat des 18. Jahrhunderts sah natürlich anders aus als in einer vom Kapitalismus gekennzeichneten Massengesellschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das hatte auch Rückwirkungen auf das Militärwesen. So bestand die friderizianische Armee Preußens neben dem von Adligen gebildeten Offizierkorps aus Söldnern und zwangsverpflichteten Männern aus den ländlichen Unterschichten. Das Konzept des Bürgersoldaten setzte sich erst im Gefolge der Französischen Revolution durch und kulminierte schließlich im Institut der allgemeinen Wehrpflicht. Es war der gesellschaftliche Wandel, der die politische und militärische Entwicklung wesentlich mitbestimmte. Darauf hat die «War-and-Society-Schule» aufmerksam gemacht. Doch mindestens so wichtig sind Wirtschafts- und Finanzgeschichte in diesem Kontext. Die Schwäche der frühneuzeitlichen Staaten des 16. und 17. Jahrhunderts auf diesem Gebiet beeinträchtigte das damalige Militärwesen erheblich. Im Krieg konnte die Wirtschaft von entscheidender Bedeutung sein. Im frühen 19. Jahrhundert versuchte Napoleon, der wirtschaftlichen und finanziellen Stärke Großbritanniens, das über einen relativ ungehinderten Zugang zum Weltmarkt verfügte, mit Hilfe der Kontinentalsperre zu begegnen. Diese erwies sich jedoch als löchrig, was den «Kaiser der Franzosen» zu seinem spanischen Abenteuer und dem desaströsen Russlandfeldzug veranlasste. Mithin waren es die wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse, die Napoleons Untergang einläuteten. Auch im Ersten Weltkrieg spielte die Wirtschaft eine zentrale Rolle, denn es war bezeichnend, dass all jene Mächte am Ende zu den Verlierern gehörten, denen der Zugang zum Weltmarkt verwehrt

wurde. Das galt auch für Russland. Vor diesem Hintergrund kann eine moderne Militärgeschichte nicht ohne Rückgriff auf Wirtschafts- und Finanzgeschichte geschrieben werden.

All dies lässt erkennen, dass Militärgeschichte viel mehr ist als die Geschichte von Streitkräften und Kriegszügen. Dem wird in diesem Buch Rechnung getragen. Doch weitere Aspekte kommen hinzu. Wichtig ist zum Beispiel Technikgeschichte, wenn es um die Entwicklung von Waffen, Geräten und Transportmitteln geht. So hat etwa die Eroberung der Lüfte buchstäblich eine ganz neue Dimension in der Militärgeschichte eröffnet. Auch die Medizingeschichte gilt es zu berücksichtigen. Über die Jahrhunderte wurden Feldzüge durch die katastrophalen hygienischen Verhältnisse und die jämmerliche Versorgung von Kranken und Verwundeten erheblich behindert. Oftmals fielen Soldaten und Begleitpersonal in Massen aus. Im Krieg von 1870/71 kam es dann zu einer fundamentalen Trendwende: Erstmals überstieg die Todesrate infolge von Gefechtseinwirkung die Verluste durch Krankheiten, und zwar gleich um das Dreifache. Das war das Ergebnis einer deutlichen Verbesserung des Sanitätswesens in der preußischen Armee. Studien aus dem Bereich der Psychiatrie lassen zumindest erahnen, welche psychischen Folgen Kriege für die betroffenen Menschen haben.

In den letzten Jahren ist auch vermehrt auf die wechselseitige Beeinflussung von Kulturgeschichte und Militärgeschichte verwiesen worden. Die Bedeutung des Wandels von Mentalitäten im Laufe der Geschichte etwa ist nicht zu unterschätzen. Krieg und Kriegswesen fanden zudem großen Widerhall in Kunst und Literatur, was über die Generationen hinweg nachwirkte. Die wechselseitigen Wirkungen von Militär und Krieg auf der einen und der Zivilgesellschaft auf der anderen Seite haben im Laufe der Zeit zu einer Veränderung der Geschlechterbeziehungen beigetragen. Ergebnisse der Genderforschung sind deshalb für den Bereich der Militärgeschichte von großer Relevanz. Noch in den Kinderschuhen steckt hingegen die Einbeziehung von Forschungen zu Natur und Umwelt in die Militärgeschichte.⁷ Im Folgenden kann daher die mögliche Tragweite dieser Thematik nur an einigen Stellen angesprochen werden. Interessante Ergebnisse liefert das innovative Forschungsgebiet der Schlachtfeldarchäologie. Der-

artige Untersuchungen erlauben Einblicke in das Leben und Sterben der Soldaten, ihren gesellschaftlichen Hintergrund, ihren Gesundheits- und Ernährungszustand, ihre physische Belastung im Krieg, ja sogar in Lebensumstände während ihrer Kindheit. Es ist zu hoffen, dass die Forschung auf diesem Feld weiter voranschreitet. Wo bereits Ergebnisse vorliegen, wurden sie in der Darstellung berücksichtigt.

Bei all dem darf jedoch nicht übersehen werden, was den Kernbereich der Militärgeschichte ausmacht: Gewalt, Gewaltorganisation, Kriegsvorbereitung und Krieg. Eine Militärgeschichte, die diese unappetitlichen Themen ausklammern wollte, wäre absurd. Der Zweck jeder militärischen Organisation ist es, Gewalt anzudrohen, gegebenenfalls anzuwenden, den Kriegseinsatz vorzubereiten und unter Umständen durchzuführen. Die Analyse dieses Sachverhalts und seiner Folgen ist eine Hauptaufgabe der Militärgeschichte. Deshalb ist es unverzichtbar, die Entstehung, Funktion, Struktur und den Charakter des jeweiligen Militärs herauszuarbeiten. Ebenfalls unverzichtbar für eine umfassende Militärgeschichte ist die Auseinandersetzung mit Ursachen, Verlauf, Charakter und Ergebnissen von Kriegen. Daher ist eine moderne Operationsgeschichte, die auch die äußeren Einflüsse auf den Gang der Ereignisse einbezieht, grundlegend. Militärgeschichte erschöpft sich selbstverständlich nicht darin, nur die Geschichte von Gefechten, Schlachten und Feldzügen zu rekonstruieren. Aber es entstünde ein falsches Bild, wenn man diese Thematik ignorieren würde. Kriege haben den Gang der Geschichte zweifellos maßgeblich beeinflusst. Um deren Verlauf und Ergebnisse zu verstehen, muss man sich eben notwendigerweise mit den Vorgängen auf den Kriegsschauplätzen auseinandersetzen. Dieses Buch bietet deshalb wiederholt Darstellungen und Analysen von Kriegszügen. Dabei zeigt sich manchmal auch, dass eine derartige Militärgeschichte durchaus interessante Einsichten zu allgemeinhistorischen Themen bieten kann. Das gilt etwa für das Scheitern des Bauernkrieges im 16. Jahrhundert, das zu einem erheblichen Teil militärhistorisch zu erklären ist.

Wenn an dieser Stelle von Operationsgeschichte die Rede ist, dann darf das nicht als eine Militärgeschichte verstanden werden, die

sich ausschließlich mit den Entscheidungsprozessen auf den Führungsetagen beschäftigt, so wichtig diese natürlich waren. Die einfachen Männer (und manchmal auch Frauen), die in den großen Schlachten und den kleinen Scharmützeln im Kampf standen, Gewaltmärsche durchstehen mussten und am Ende womöglich desertierten, spielten ebenfalls eine maßgebliche Rolle im Hinblick auf den Verlauf eines Feldzuges. Ihre Erfahrungen – soweit dokumentiert – tragen wesentlich zum Verständnis des jeweiligen Kriegszuges und seiner gesellschaftlichen Dimension bei. Der «Krieg des kleinen Mannes» und auch der im Militär in verschiedenen Funktionen dienenden Frauen sind nicht nur von sozialhistorischem Interesse, sondern für die Militärgeschichte im engeren Sinne wichtig.⁸

So viel sollte deutlich geworden sein: Das hier vorgestellte komplexe Kaleidoskop beschreibt, was Militärgeschichte ist und sein kann. Das vorliegende Buch stellt den Versuch dar, diesen Anspruch für eine Analyse der deutschen Geschichte in den letzten 500 Jahren zu nutzen. Dabei werden die verschiedenen methodischen Zugangsmöglichkeiten jeweils dort herangezogen, wo sie zur Klärung des Sachverhaltes beitragen können. Genderforschung hilft zum Beispiel wenig bei der Analyse der Vorgänge auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. Für die Untersuchung der Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf die deutsche Zivilgesellschaft ist sie allerdings unverzichtbar. Gleiches gilt für andere Aspekte der Militärgeschichte, die auf die ihnen angemessene Weise bearbeitet werden.

Ich habe mich bemüht, den Text allgemein verständlich und sprachlich leserfreundlich zu verfassen. Allerdings bin ich nicht der Meinung, dass man der Leserschaft die grausame Realität des Krieges ersparen sollte. Man mag die schonungslose Darstellung von Leichenhaufen, Massenmord, Massenvergewaltigungen und Verstümmelungen für «Gewaltpornographie» halten. Aber das ist nun einmal das wahre Antlitz des Krieges und nicht der in Literatur und Film allzu häufig verkitschte ehrenhafte Heldentod. Nur wer den Krieg in seiner Widerlichkeit zur Kenntnis nimmt, wird sein ganzes Wesen verstehen können. In diesen Kontext gehört auch das Thema Kriegsverbrechen. Krieg und Verbrechen gingen stets Hand in Hand. Extrem waren die Exzesse im Dreißigjährigen Krieg, aber

auch in den Napoleonischen Kriegen. Die Versuche der Einhegung von Gewalt im Verlauf des 18. Jahrhunderts und dann noch einmal nach 1815 hatten nur begrenzte Wirkung. Vollends außer Rand und Band geriet dann der Zweite Weltkrieg, zumal hier mit Stalins Sowjetunion und dem NS-Regime zwei mörderische Diktaturen zu den Hauptkriegsparteien zählten. Der Holocaust und der systematische Massenmord durch deutsche Einheiten insbesondere in Osteuropa müssen in einer modernen Militärgeschichte unbedingt beim Namen genannt werden, denn sie waren nicht etwa Begleiterscheinungen, sondern zentraler Bestandteil der nationalsozialistischen Kriegführung. Die Parole vom «Lebensraum im Osten» lief von vornherein auf Völkermord hinaus. Die Führung der Wehrmacht, die sich zum Büttel dieser Politik machte, verspielte nicht nur die eigene Ehre, sondern beschmutzte auch die ihrer Soldaten. Bei den unteren Chargen war zudem erschreckend häufig die Bereitschaft vorhanden, die von oben kommenden verbrecherischen Befehle bedenkenlos auszuführen. Die vorliegende Deutsche Militärgeschichte bietet somit keineswegs eine erbauliche Lektüre.

Trends und Brüche

Während ich an dem Buch arbeitete, wurde ich gelegentlich gefragt, ob es einen roten Faden gäbe, der sich durch den Text zieht. Die Antwort fiel negativ aus, denn 500 Jahre Geschichte sind viel zu lang und komplex, um durch eine lineare Entwicklung gekennzeichnet zu sein. Wohl aber sind Langzeittrends erkennbar, die mitunter durchgängig waren oder aber durch signifikante Brüche beendet wurden. Auffällig ist die wachsende Rolle des Staates im Militärwesen von den schwächlichen Anfängen im 16. Jahrhundert bis zum Versuch, absolutistische Kontrolle über Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Finanzen und eben auch über das Militär zu etablieren. Nach 1648 waren es aber nicht mehr die Kaiser, die eine derartige Linie im Reich verfolgen konnten. Es waren vielmehr die Einzelstaaten wie Brandenburg/Preußen, Bayern, Sachsen und auch Österreich, die den Prozess vorantrieben. Der Erfolg dieser Politik blieb allerdings

begrenzt. Die Französische Revolution brachte dann die Massenmobilisierung und die Volksheere hervor. Doch das war nur ein scheinbarer Bruch, bemühte sich doch der Staat nun erst recht, die Kontrolle in der Hand zu halten, um das neuartige Gewaltpotential zu nutzen. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich daraus die Tendenz zur Totalisierung des Militärwesens und der Kriegführung. Diese Entwicklung gipfelte im totalitären Kriegsstaat nationalsozialistischer und sowjetischer Prägung. Allerdings verlief dieser Weg niemals gradlinig. Es gab auch gegenläufige Tendenzen wie die nichtstaatlichen Aktivitäten von Guerillas aller Art und natürlich die wiederholten Bürgerkriege. International macht sich seit einigen Jahren verstärkt der Trend zur Rückkehr des Söldnertums bemerkbar, welches das Potential besitzt, staatlicher Kontrolle zu entgleiten.⁹ In Deutschland ist das bis jetzt noch nicht zum Tragen gekommen. Doch in Russland hat die «Gruppe Wagner» sogar einen Putschversuch unternommen. Es bleibt abzuwarten, wohin diese Entwicklung führen wird.

Eine andere auffällige Langzeittendenz ist das personelle Wachstum der Heere seit dem 16. Jahrhundert. Aus Truppen von wenigen Tausend Mann wurden im Laufe der Zeit Millionenheere. Die Einführung von Kernwaffen stellte dann das Militär auf allen Ebenen vor gänzlich neue Herausforderungen und schuf ein Vernichtungspotential von noch nie dagewesenem Ausmaß. Die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki bedeuteten einen fundamentalen Bruch in der Militärgeschichte. Die Menschen und das Militär in den beiden deutschen Staaten lebten im Kalten Krieg gleichermaßen unter dem permanenten Damoklesschwert der vollständigen Auslöschung durch Nuklearwaffen. Im Ernstfall wäre es sehr schnell zu Atomschlägen gekommen – so sahen es die Planungen der Führungsmächte beider Bündnissysteme jedenfalls vor. Gleichwohl blieben die konventionellen Streitkräfte wichtig und sehr zahlreich. Sie sollten ihren Beitrag zur Abschreckung leisten. Es war deshalb keineswegs so, dass die fortschreitende Technisierung des Militärs eher Spezialkräfte als Kanonenfutter verlangte. Beides wurde gebraucht. Dass die Bundeswehr nach 1991 quantitativ abrüstete, war ein Resultat der veränderten Sicherheitslage. Doch spätestens seit dem russischen Überfall auf

die Ukraine Anfang 2022 zeigt sich, dass zahlenmäßig starke konventionelle Streitkräfte immer noch gebraucht werden.

Wie ein roter Faden zieht sich das Problem der Logistik durch die deutsche Militärgeschichte. Sowohl zeitgenössische Planer, Strategen und Feldherren als auch die Geschichtswissenschaft haben dieses Thema indes allzu häufig vernachlässigt. In der Frühen Neuzeit brachen ganze Kriegszüge wiederholt zusammen, weil der Nachschub fehlte, die Truppen hungerten und die Soldaten schließlich davonliefen. Wallenstein und Napoleon zogen daraus den Schluss, ihre Armeen durch Plünderung und Auspressung besetzter Gebiete zu versorgen. Nebenbei bereicherten sich die Heerführer und ihre Offiziere durch Raub. Das konnte wiederum zu neuen logistischen Problemen führen, wenn die Bevölkerung der betroffenen Regionen sich wehrte und es zu Aufständen kam. Napoleons Truppen sahen sich mit diesem Phänomen in Spanien, Russland und Preußen konfrontiert. Der Ausbau der Infrastruktur und besonders das Aufkommen der Eisenbahnen erleichterten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Transport von Armeen und Nachschubgütern. Dennoch war schlechte Logistik im 20. Jahrhundert wiederholt für militärisches Scheitern von strategischem Ausmaß verantwortlich. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges misslang dem deutschen Generalstab die beabsichtigte schnelle Niederwerfung Frankreichs maßgeblich deshalb, weil die Nachschubschwierigkeiten nicht gelöst werden konnten. Das «Unternehmen Barbarossa» schlug 1941 nicht zuletzt wegen der schlechten Logistik und inkompetenter Vorbereitung fehl.¹⁰ Militärisch gewann die NATO schließlich den Kalten Krieg, weil die neuen Waffentechnologien in den 1980er Jahren die Entwicklung der Strategie *Air-Land Battle* ermöglichten, der zufolge im Ernstfall die völlige Vernichtung der zweiten Welle und der Nachschublinien des Gegners angedroht werden konnte. Die erste Angriffswelle des Warschauer Paktes hätte dann in der Luft gehangen und wäre zerschlagen worden.

Andere Langzeittendenzen wie der Niedergang der Kavallerie angesichts der zunehmenden Wirkung von Feuerwaffen, die Technisierung des Militärs und die Verwissenschaftlichung des Kriegswesens sind allgemein bekannt. Eine über Jahrhunderte laufende Lang-

zeittendenz auf dem Gebiet der Luftwaffe lässt sich naturgemäß nicht diagnostizieren. Aber auch für die Marine fehlt eine solche Tendenz, denn eine ernstzunehmende deutsche Flotte existierte erst seit Ende des 19. Jahrhunderts. So erweist sich die Deutsche Militärgeschichte der letzten 500 Jahre über weite Strecken als eine Geschichte des Heerwesens und seiner Rolle in Staat und Gesellschaft.

Das vorliegende Buch ist weder ein Lexikon noch ein Handbuch der Militärgeschichte. Vielmehr handelt es sich um eine Analyse, die sich auf die charakteristischen Aspekte der jeweiligen Epoche konzentriert. Nur auf diese Weise ließ sich angesichts der gewaltigen Stoffmenge der Umfang des Buches in lesbarem Rahmen halten. Das führte dazu, dass durchaus bedeutende Vorgänge nur am Rande und beiläufig erwähnt werden können. Das gilt besonders für die Darstellung des Zweiten Weltkrieges, dessen Ausmaße den Rahmen dieses Buches zu sprengen drohten. So habe ich beispielsweise auf eingehendere Erörterungen der Kämpfe in Nordafrika, auf dem Balkan und ab 1944 in Italien verzichten müssen. Dennoch hoffe ich, dass das Buch seinem Zweck, die deutsche Militärgeschichte im Wandel der Zeiten angemessen darzustellen, gerecht wird. Darüber müssen nun die Leserinnen und Leser urteilen.

I. Der schwierige Aufstieg des Staates.

Militär und Kriegswesen in der

Frühen Neuzeit

1. Ein neues Zeitalter: Das 16. Jahrhundert

Der Strukturwandel des Kriegswesens

Im August des Jahres 1479 fand bei dem Dorf Guinegate in der Picardie eine denkwürdige Schlacht statt. Ein deutsch-burgundisches Heer unter dem habsburgischen Erzherzog Maximilian kämpfte gegen französische Ritter, die von Philippe de Crèvecoeur befehligt wurden. Maximilians Truppen bestanden vornehmlich aus mit langen Speießen bewaffneten Fußknechten. Der erst zwanzigjährige Erzherzog stellte sich persönlich mit einer fünf Meter langen Pike in die erste Reihe. Gegen diesen igelförmigen «Gewalthaufen», wie man derartig organisierte Fußtruppenverbände nennt, hatten die gepanzerten Reiter keine Chance, erlitten schwere Verluste und wurden in die Flucht geschlagen.¹

Für den weiteren Verlauf der Burgunderkriege zwischen den Habsburgern und Frankreich, an deren Anfang die Schlacht stattfand, hatten die Ereignisse von Guinegate nur geringe Bedeutung. Doch symbolhaft mag man diese Schlacht als das Ende des Mittelalters in der Deutschen Militärgeschichte betrachten. Die Fußknechte hatten die komplexe Choreographie des Kampfes in organisierten Gewalthaufen lange einüben müssen. Aber es lohnte sich, denn auf diese Weise konnte die mittelalterliche Dominanz der schwerbewaffneten Ritter zu Pferde gebrochen werden. Besonders pikant war, dass ausgerechnet der junge Erzherzog den Sieg des Fußvolks über die Reiter anführte. Dabei wurde der spätere Kaiser Maximilian I. doch als «letzter Ritter» bezeichnet.

Die habsburgischen Truppen hatten die neue Taktik des Fußvolks aber keineswegs erfunden. Sie waren nur gelehrige Schüler. Ihr Vorbild waren die Schweizer Eidgenossen, die seit dem Kampf von

Morgarten (1315) und erst recht seit der Schlacht von Sempach (1386) die Habsburger wiederholt das Fürchten gelehrt hatten. Dabei entwickelten die Eidgenossen im Laufe der Zeit eine immer raffiniertere Infanterietaktik, die schließlich in der Formation des mit Speissen und Hellebarden bewaffneten Gewalthaufens gipfelte.² Am Ende des 15. Jahrhunderts stellten die Schweizer Fußtruppen die gefährlichsten Einheiten in Europa dar. Das bekamen auch die Burgunder unter Herzog Karl dem Kühnen zu spüren, als sie nur drei Jahre vor der Schlacht von Guinegate im Schweizer Seeland schwere Niederlagen einstecken mussten. 1477 fiel gar Herzog Karl in der Schlacht bei Nancy gegen ein lothringisch-eidgenössisches Heer. Habsburger und Burgunder hatten also genügend Anschauungsunterricht erhalten. Die Zeit der Ritterheere aber war abgelaufen.

Überhaupt näherte sich das Mittelalter im Verlauf des 15. Jahrhunderts seinem Ende. Im Jahre 1453 endete der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich. Im gleichen Jahr fiel mit der Stadt Konstantinopel der letzte Rest des Oströmischen Reiches, das bis dahin das Mittelalter überdauert hatte. Das Osmanische Reich trat an seine Stelle und spielte fortan eine entscheidende Rolle in den Machtkämpfen in Südosteuropa, im Nahen Osten und im Mittelmeer. 1492 erfolgte der Fall von Granada und damit das Ende der maurischen Macht auf der Iberischen Halbinsel. Das vereinigte Spanien begann schon bald darauf seinen Aufstieg zur europäischen Großmacht. Der Portugiese Bartolomeu Diaz umrundete 1487/88 das Kap der Guten Hoffnung und eröffnete den Europäern den Weg in den Indischen Ozean. Zehn Jahre später erreichte sein Landsmann Vasco da Gama tatsächlich Indien. Damit setzte die Revolution des Welthandels ein, die Europa in den folgenden Jahrhunderten zum dominanten Faktor werden ließ. Im Jahre 1492 landete schließlich Christoph Kolumbus mit einer kleinen Flotte auf den karibischen Inseln vor Amerika. Dadurch und auf dem Wege brutaler Eroberungen wurde Spanien in der Folgezeit zur Weltmacht.

Die «Entdeckung» bislang unbekannter Kontinente und neuer Seewege veränderten auf Dauer das Weltbild der Europäer. Doch der Aufbruch zu neuen Ufern war in Europa kulturell ohnehin bereits im Gange, auch wenn sich dies der Masse der Bevölkerung – nach

wie vor ganz überwiegend Analphabeten – nur sehr langsam mitteilte. Die Renaissance nahm ihren Weg von Italien aus über weite Teile Europas und befreite allmählich die westliche Christenheit von den Zwängen der Scholastik. Künstler wie Leonardo da Vinci, Gelehrte wie Leon Battista Alberti und sogar Päpste wie Nikolaus V. propagierten ein neues Menschenbild, dem zufolge Individualität, Selbstbestimmung und das Handeln im Diesseits im Vordergrund standen. Die Wissenschaften begannen mit der Entdeckung und Neugestaltung der Welt. Eine ganz wesentliche Rolle bei all dem spielte die Wiederentdeckung der Antike und der noch vorhandenen Schriften aus dieser Zeit. Allerdings wurden antike Vorbilder nicht einfach nur kopiert, sondern bildeten die Grundlage für die Erschaffung von Neuem.³ Dies sollte auch im Kriegswesen seinen Niederschlag finden.

Es waren zunächst keineswegs Feuerwaffen, die den entscheidenden Beitrag zur Innovation im Kriegswesen am Ende des Mittelalters leisteten. Nach ihrer Einführung um die Mitte des 14. Jahrhunderts fristeten Feuerwaffen über mehr als hundert Jahre eher eine Randexistenz als Symbole der Macht. Sie waren unhandlich, ungenau und teuer. Vor allem die riesigen Kanonen, von denen nur einzelne Exemplare existierten, waren äußerst mühselig zu transportieren, hatten eine extrem niedrige Schussfrequenz und erwiesen sich als ziemlich ineffizient bei Belagerungen. Auf dem Schlachtfeld blieben Bogen und Armbrust bis weit in das 15. Jahrhundert hinein wegen ihrer größeren Reichweite, besseren Zielgenauigkeit und der schnelleren Schussabfolge allen Feuerwaffen überlegen. Viel wichtiger als die Einführung von Feuerwaffen war lange Zeit die Veränderung der Infanterietaktik durch die Schweizer Gewalthaufen. Ihr lag ein tiefgreifender sozialer Wandel des Kriegswesens zugrunde. Das Kriegshandwerk hörte nämlich endgültig auf, das Monopol des Adels zu sein, seit Bauern und Männer aus anderen Bevölkerungsschichten das Kämpfen in geordneten Formationen lernten. Es ist ganz grundsätzlich ein wesentlicher Aspekt der Militärgeschichte, dass gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungen auch militärische Umwälzungen hervorrufen und in diesem Zusammenhang oft wichtiger sind als technologische Neuerungen. Technologische Neuerun-

gen sind sogar selbst zumeist das Resultat gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Wandlungsprozesse.⁴

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts begannen sich die schon länger laufenden Wandlungsprozesse zu beschleunigen. Was nun folgte, bezeichneten der britische Historiker Geoffrey Parker und andere als die «militärische Revolution» der Frühen Neuzeit.⁵ Laut Parker nahm diese Revolution ihren Anfang, als der französische König Karl VIII. im Jahre 1494 mit 18 000 Mann und 40 Kanonen in Norditalien einfiel. Inzwischen waren die Kanonen leichter und zielgenauer geworden. Ihrem Bombardement konnten die senkrechten Mauern italienischer Festungen nicht standhalten. Die Folge war, dass bis Mitte des 16. Jahrhunderts in Westeuropa eine Vielzahl neuartiger Festungen gebaut wurden, deren sternförmige Bastionen kaum zu bezwingen waren. Langwierige Belagerungen prägten fortan das Bild des Krieges. Die Bedeutung von Feldschlachten nahm ab. Das galt jedoch nicht so sehr für die deutschen Lande, wo nur wenige moderne Festungen entstanden, denn die enormen Kosten der Neubauten schreckten die meisten Fürsten ab. Deshalb waren bewegliche Operationen in diesem Teil Europas bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein häufiger.

Der Kostenfaktor war es auch, der bei den Fußtruppen zu bedeutenden Veränderungen führte. Die wohltrainierten Kämpfer mit den langen Speißen, zunehmend Söldner, die zunächst vor allem aus der Schweiz kamen, waren teuer. Aber auf sie konnte keine moderne Armee mehr verzichten. Das einzig wirksame Mittel gegen die organisierten Gewalthaufen waren Fernwaffen. Doch Langbogenschützen, wie man sie aus England kannte, mussten von Jugend an den Umgang mit dieser schwierig zu handhabenden Waffe lernen. Das kostete Zeit und viel Geld. Deshalb wurden Feuerwaffen immer wichtiger, denn für deren Bedienung brauchte es keine lange Ausbildung. Zudem hatten derartige Waffen den Vorteil, dass man für ihre Handhabung auf breitere Gesellschaftsschichten zurückgreifen konnte. Städtische und ländliche Unterschichten, aber auch Handwerker und sogar Adlige konnten auf diese Weise für den Krieg mobilisiert werden. Deshalb wurde viel Wert auf die Entwicklung leistungsfähigerer Handfeuerwaffen gelegt. Arkebusen waren die ersten funk-

tionstüchtigen Gewehre. Ab Mitte des 16. Jahrhunderts wurden sie durch leichtere, zielgenauere und über größere Reichweiten verfügbare Musketen ersetzt. Ihre Durchschlagskraft war beachtlich. Auf mindestens bis zu hundert Meter Entfernung konnten ihre Geschosse Rüstungen durchschlagen. Im gleichen Zeitraum wurde die Feldartillerie zu einer wirksamen Waffe verfeinert. Damit war das Zeitalter der Feuerwaffen endgültig angebrochen. Demgegenüber verloren bis dahin wichtige Waffen wie Bihänder, Hellebarden, die Armbrust und schließlich sogar der Langbogen an Bedeutung. Auch die Kavallerie büßte weiter an Wirkung und Status ein. Erst die Umrüstung von schweren Panzerreitern auf mit Pistolen und Säbeln bewaffnete leichte Reiter seit der Mitte des 16. Jahrhunderts stärkte wieder die Rolle der Kavallerie auf dem Schlachtfeld. All dies führte zu immer komplexeren Formen der Heeresorganisation. Mit Speißen bewaffnete Fußknechte bildeten das Zentrum und die Masse des Heeres. Mit Feuerwaffen ausgerüstete Infanteristen und die eigene Feldartillerie schützten sie vor den Feuerwaffen des Gegners. Die Fußknechte ihrerseits schützten mit ihren igelförmigen Gewalthaufen die nur langsam nachladenden Schusswaffenträger vor der feindlichen Kavallerie.

Angesichts dessen wurden theoretische Überlegungen zu Taktik und Organisationsformen sowie Ansätze zur Verwissenschaftlichung der Kriegführung ein Kennzeichen der Epoche. Gonzalo de Córdoba, Gonzalo de Ayora in Spanien, François de la Noue in Frankreich sowie die Deutschen Lazarus von Schwendi und Georg von Frundsberg verfassten Schriften und mahnten Reformen an. Ganz im Geiste der Renaissance spielten in diesem Zusammenhang die überlieferten Texte altrömischer Militärtheoretiker eine wichtige Rolle als Inspirationsquellen. Es verbreitete sich die Auffassung, dass Kriegführung eine Kunst sei. Der Florentiner Niccolò Machiavelli, der ansonsten einer zynischen Realpolitik das Wort redete, leistete dazu einen zentralen Beitrag.

Doch man sollte sich keinen Illusionen hingeben: Die Schriften der großen und kleinen Theoretiker entsprachen oft mehr dem Wunschdenken als der Realität. Vielmehr verhinderten Geldmangel, Korruption, intellektuelle Unbeweglichkeit und die Schwierigkeiten

bei der Rekrutierung von brauchbaren Truppen häufig die Verwirklichung durchaus vernünftiger Ideen. Es ging nur langsam voran. Erst um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert führten die Nassauer in den Niederlanden zukunftsweisende Reformen durch. Die Truppen wurden in kleineren Einheiten zusammengefasst, die Feldartillerie reorganisiert und vor allem das Exerzieren der Soldaten intensiviert, um die Feuergeschwindigkeit zu erhöhen. Systematisches Salvenfeuer sollte für kontinuierlichen Beschuss des Gegners sorgen. Johann von Nassau verfasste das erste Exerzierreglement mit genauen Angaben für die Handhabung der Waffen. Schließlich entstanden sogar Militäarakademien für Offiziere. Das machte auch in deutschen Landen Schule.

Bis Mitte des 16. Jahrhunderts war es üblich, Feldzüge nur im Sommer durchzuführen. Im Winter wurde der größte Teil der Söldner entlassen. Das reduzierte die Kosten und begrenzte die Verheerungen ganzer Landstriche auf wenige Monate. Mit dem Ausbruch des Spanisch-Niederländischen Kriegs im Jahre 1568 wurde diese Methode der Kriegführung schon bald infrage gestellt. Die spanischen Anstrengungen, die Niederlande wieder unter Kontrolle zu bekommen und die Aufständischen zu bestrafen, machten die permanente Präsenz von Truppen erforderlich. Ab 1580 wurden daher Winterquartiere eingerichtet. Das waren erste Schritte auf dem Weg zu stehenden Heeren, die im 17. Jahrhundert Standard wurden.⁶

Auffällig ist ein anderer Aspekt des militärischen Wandels. Die komplexeren Strukturen der Armeen, die zunehmend verheerende Wirkung der Waffen und die Öffnung des Kriegswesens für fast alle Gesellschaftsschichten führten zu einem kontinuierlichen Wachstum der Truppenstärken. J. R. Hale hat dazu interessante Zahlen vorgelegt. Während Armeen im Felde zwischen 1476 und 1528 noch etwa 25 000 bis 30 000 Männer umfassten, waren es zwischen 1536 und 1558 bereits 65 000 und um 1600 durchschnittlich fast 100 000 Mann.⁷ Über die genauen Zahlen kann man streiten. Doch die Tendenz ist eindeutig. Hier treffen wir auf ein Phänomen, das für sogenannte militärische Revolutionen bis 1945 durchaus typisch ist. Bei allen tatsächlichen Innovationen auf verschiedenen Gebieten war das numerische Wachstum der Truppenzahlen der eigentliche Kern

der Umwälzungen. Dem lagen gesellschaftliche Veränderungen zugrunde, welche die Expansion der Armeen erst ermöglichten. Später sollten zum Beispiel Napoleon Bonaparte und Helmuth von Moltke vor allem von der großen Zahl ihrer Soldaten profitieren.

Was also bleibt von der «militärischen Revolution» der Frühen Neuzeit? Vergleicht man die Ausgangslage von 1500 mit dem Ergebnis um 1788, so kann man in der Tat von massiven Veränderungen sprechen. Doch radikale, kurzfristige Umbrüche fanden kaum statt. Vielmehr handelte es sich um einen schleichenden Prozess, der zu meist gekennzeichnet war von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Bis weit ins 16. Jahrhundert hinein standen altmodische Panzerreiter neben Gewalthaufen, Handfeuerwaffenträgern und Feldartillerie. Die Militärtheorie näherte sich der Verwissenschaftlichung, hatte aber nur wenig praktische Auswirkungen. Geoffrey Parkers These hat deshalb viel Kritik im Detail erfahren. Und dennoch sind seine Beobachtungen nicht von der Hand zu weisen. Der Wandel vollzog sich zwar langsam, aber unübersehbar.

Besonders überzeugend sind Parkers Darlegungen zur maritimen Entwicklung. Dort fand in der Tat eine militärische Revolution statt, die rasch Wirkung zeigte. In Europa gelang es nämlich, Kriegsschiffe mit Artillerie zu bewaffnen. Damit entstand eine neue Art der Seekriegführung, die einigen europäischen Mächten auf die Dauer zur Herrschaft über die Weltmeere verhalf, weil außereuropäische Flotten auf diesem Gebiet nicht mithalten konnten. Doch für die deutsche Militärgeschichte bleibt dies nur ein Randthema, denn eine ernstzunehmende deutsche Marine gab es erst im späten 19. Jahrhundert. Die Niederlande, welche seit dem späten 16. Jahrhundert eine wesentliche Rolle im Modernisierungsprozess der europäischen Kriegsflotten spielten, verselbständigten sich im gleichen Zeitraum und schieden 1648 endgültig aus dem Reich aus. Für eine deutsche Militärgeschichte zur See kommen sie deshalb kaum in Betracht.

So fand der militärische Wandlungsprozess auf dem Boden des Reiches ausschließlich zu Lande statt. Im Unterschied zu den gesamteuropäischen Entwicklungen fehlen hierzu allerdings größere Gesamtdarstellungen. Doch die Forschung hat vor allem in den

letzten Jahren wichtige Einzelstudien hervorgebracht, die es erlauben, ein allgemeines Bild zu skizzieren. Im Mittelpunkt steht dabei das Wechselspiel zwischen Militärwesen, Finanzen, Staat, Gesellschaft und Krieg.

Im 16. Jahrhundert tobte im Heiligen Römischen Reich ein Machtkampf zwischen dem Kaiser, den Fürsten und den aufblühenden Städten. Dabei geriet die Ritterschaft, als privilegierter Adel traditionell die Waffenträger, zwischen die Fronten. Ihre «alten Rechte», was etwa Gerichtsbarkeit, Jagd und Fischerei betraf, wurden von den gebildeten Beamten der Fürsten bedroht. Die Entstehung des Staates auf allen Ebenen, die Unterbindung der Fehde, neue Steuern und Abgaben untergruben die angestammte Stellung der Ritter, die oben drein ihre militärische Bedeutung verloren. Es drohte die Verarmung, während Fürsten und Stadtbürgertum Reichtum akkumulierten. Raubrittertum und die wenig erfolgreiche Bildung von Ritterbünden boten auf die Dauer keinen Ausweg. Der immer noch reiche und mächtige Ritter Franz von Sickingen bemühte sich um den Aufstieg zur Fürstenwürde, um dem Niedergang seines Standes zu entkommen. Er führte Krieg gegen seine Nachbarn, überfiel Kaufleute, diente sich zwischenzeitlich Kaiser Karl V. an und begann nach dem Scheitern dieser Liaison einen Feldzug gegen den Erzbischof von Trier. Doch diesmal hatte er seine Möglichkeiten überschätzt. Der vernichtende Gegenschlag einiger Fürsten gipfelte in der Belagerung seiner Burg. Bei den Kämpfen wurde Sickingen schwer verwundet und starb im Mai 1523 an seinen Verletzungen. Noch im selben Jahr zerschlug Georg Truchsess von Waldburg im Auftrag des Schwäbischen Bundes die aufsässige Ritterschaft in Franken. In kurzer Zeit wurden 32 Burgen zerstört.⁸ Fortan spielten Ritter nur noch eine untergeordnete Rolle, meist im Dienste von Kaisern oder Landesherren.

Franz von Sickingen war aber keineswegs nur ein Ritter. Er war auch ein Kriegsunternehmer. Aus seinen Bergwerksrechten, seinen Ländereien und seinen Plünderungszügen zog er genügend Kapital, um eigene Truppen zu unterhalten. So versprach er im Jahre 1521 dem Kaiser 15 000 Fußknechte und 2000 Reiter für dessen Feldzug gegen Frankreich. Sickingen war ein herausragender Vertreter jener

Gruppe von Männern, die selbständig Truppen aufstellten. Zu ihnen gehörten unter anderem Merk Sittich von Ems, Burkhard von Ems und vor allem Georg von Frundsberg, der berühmteste und erfolgreichste unter ihnen. Diese Kriegsunternehmer waren zugleich Söldnerführer, die in der Regel persönlich ihre Truppen kommandierten. Erfolge auf dem Schlachtfeld bei möglichst geringen Verlusten, gezielte Versorgung, väterliche Fürsorge für die Männer, Ruhm und Charisma bildeten die Voraussetzungen dafür, dass diese Söldnerführer viele Kämpfer um sich scharen konnten. Auf Frundsberg wurden sogar Lieder gedichtet, und er galt als «Vater der Kriegsknechte». Frundsberg war mit Kaiser Maximilian I. fast schon befreundet und diente auch dessen Enkel Karl V.⁹

Dass diese Kriegsunternehmer so wichtig und einflussreich werden konnten, lag an der Schwäche des Staates, der weder über die finanziellen noch über die administrativen Voraussetzungen verfügte, um im ausreichenden Maße Armeen aufzustellen. Deshalb wandten sich Fürsten, Städte und vor allem der Kaiser an diese Männer, um für einen Feldzug Söldner anzuwerben, sie zu organisieren, zu versorgen und zu führen. Dafür erhielten die Kriegsunternehmer finanzielle Zuwendungen oder Versprechungen auf Ländereien, Ämter und auch Titel. Wiederholt mussten die Kriegsunternehmer die notwendigen Mittel erst einmal selbst aufreiben und somit in Vorleistung treten. In jedem Falle standen sie in einem Vertragsverhältnis mit dem jeweiligen Kriegsherrn. Kaiserliche Kommissare überwachten zudem die Aktivitäten der Kriegsunternehmer und versuchten, Korruption und Misswirtschaft zu unterbinden. Die Kriegsunternehmer waren daher keineswegs autonom, sondern standen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Auftraggebern. Es wäre deshalb falsch, sie mit den recht eigenmächtigen italienischen Condottieri des 15. Jahrhunderts auf eine Stufe zu stellen. Der Kaiser bestrafte sogar Abtrünnige und Aufsässige, wie den in französische Dienste getretenen Grafen Emich von Leiningen, über den die Acht verhängt wurde – andere wurden sogar hingerichtet.

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts bemühte sich die Obrigkeit, das Söldnertum und dessen Auswüchse unter Kontrolle zu bringen. Die immer teurere Waffentechnik und der Druck der kaiserlichen Kom-

missare zwangen die Kriegsunternehmer seit Mitte des Jahrhunderts, die Bewaffnung der Truppen selbst zu stellen und zu vereinheitlichen. So entstand eine regelrechte Rüstungswirtschaft mit Waffenschmieden, Büchsenmachern, Plattnern und Schwertfegern. Im Jahre 1570 verabschiedete der Reichstag zu Speyer «74 Articul auf die teutschen Knecht», welche die Reglementierung des Kriegswesens anstrebten. Doch es sollte noch sehr lange dauern, bis die Reformpläne des Lazarus von Schwendi zur Abschaffung des Söldnertums und zur Verstaatlichung des Kriegswesens auf der Grundlage der Wehrpflicht zur Realität wurden. Dazu bedurfte es letztendlich einer echten Revolution und ihrer Folgen Ende des 18. Jahrhunderts.¹⁰

Die Landsknechte

So prägten Söldner im wahrsten Sinne des Wortes das Bild des Militärwesens im 16. Jahrhundert. Mit ihrer farbenprächtigen und phantasievollen Bekleidung fielen die Landsknechte schon damals auf und blieben bis heute in der Erinnerung (Abb. 1). Die Kriegsleute zählten zu den wenigen gesellschaftlichen Gruppen, für die keine Kleiderordnung galt, denn Uniformen gab es noch nicht. Mit Puffen und Schlitz verzierte bunte Kleidung aus teurem Material ahmte die Mode norditalienischer Adliger nach. An den Hüten prangten Straußen- und Pfauenfedern. Diese Kleidung war unpraktisch, unhygienisch und wenig haltbar. Aber sie imponierte und demonstrierte Wohlstand. Durch Abzeichen ließen diese Söldner zudem ihre Gruppenzugehörigkeit erkennen: Schweizer Kreuze für Schweizer Reisläufer, rote Andreaskreuze für habsburgische und burgundische Landsknechte.¹¹

Wer waren diese Männer? Deutsche Landsknechte entwickelten sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach Schweizer Vorbild. Es handelte sich dabei um eine sozial sehr heterogene Gewaltgemeinschaft. Die Masse stammte aus den städtischen und ländlichen Unterschichten. Aber auch Handwerker, einige Bürger und sogar Adlige machten sich auf, Abenteuer zu erleben, gutes Geld zu verdienen und womöglich reiche Beute zu machen. Immerhin erhielt der einfache

Landsknecht vier Rheinische Gulden monatlich – damals eine recht stattliche Summe. Aber bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts mussten mit diesem Geld Waffen, Ausrüstung und Bekleidung bezahlt werden. Adlige, Patrizier und erfahrene Veteranen erhielten gar den doppelten Sold. Die Söldner banden sich vertraglich an einen Kriegsunternehmer. Der «Artikelsbrief» regelte die Rechte und Pflichten des Angeworbenen. Für die Dauer der Anstellung – meist einige Monate – versprachen die Söldner ihren Vorgesetzten Gehorsam. Ansonsten aber organisierten sich die Söldner selbst und konnten durchaus rabiāt ihre Interessen vertreten, insbesondere wenn die versprochenen Zahlungen ausblieben.¹² Die interne Kommunikation war nicht immer einfach, denn nicht alle Mitglieder eines Verbandes sprachen Deutsch – eine Sprache zudem, die aus vielen, oft sehr unterschiedlichen Dialekten bestand.

Hierarchie und Arbeitsteilung in der Truppe waren ausgeprägt. An der Spitze stand der Obrist, also der Söldnerführer und Kriegsunternehmer. Ihm zur Seite stand der Hauptmann oder Obristleutnant, meist ein Subunternehmer. Darunter folgten Leutnant, Major oder Feldwaibel. Zudem gab es Regimentsämter wie den Profos (der Polizeigewalt ausübte), den Schultheiss (Gerichtsvorsitzender), den Scharfrichter (Körperstrafen) und den Hurenwaibel, der für Ordnung im Tross zu sorgen hatte. Der Gemeinwaibel war zuständig für die Logistik, die Aufstellung und Einübung der Schlachtordnung, aber auch für die Interessenvertretung der Kriegsknechte beim Regiment.

Die wichtigste taktische Einheit war das Fähnlein, das etwa 300 bis 400 Mann umfasste. Dabei hatte der Fähnrich die Aufgabe, die geweihte Fahne dieser Truppe um jeden Preis zu verteidigen. Für dieses Symbol der Ehre und des Zusammenhalts der Gruppe musste er schlimmstenfalls auch sein Leben geben. Überhaupt war Ehre eine besonders wichtige Kategorie. Die Ehre des Regiments, des Fähnleins, ja auch des ganzen Heeres war für die Soldaten von großer Bedeutung. Aber mindestens ebenso wichtig war die individuelle Ehre des Mannes, für deren Verteidigung mitunter auch getötet wurde. Dementsprechend existierten tief verwurzelte Feindbilder. Vor allem oberdeutsche Kriegsknechte empfanden starke Abneigung

gegenüber Schweizer Reisläufern, hatte man doch 1499 den Schwabenkrieg gegen diese Leute verloren. Obendrein waren die begehrten eidgenössischen Kämpfer eine lästige Konkurrenz auf dem Söldnermarkt. Das galt auch für die böhmischen Söldner, denen zudem die bösen Erinnerungen an die Hussitenkriege aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts anhafteten. Gleichwohl war es aber immer möglich, auch mit solchen Leuten gemeinsam in einer Truppe zu dienen, wenn es dem Geldbeutel förderlich war.

Eigennutz stand für die Söldner naturgemäß im Vordergrund, denn sie wurden ja nur für einen bestimmten Zeitraum angeworben und mussten die Chance nutzen, um möglichst viel Gewinn herauszuschlagen. Am Ende eines Feldzuges wurden sie entlassen und entwickelten sich dann als arbeitslose Streuner häufig zur Landplage. Gegenüber ihren Kriegsherren empfanden die Söldner deshalb in der Regel wenig Loyalität, weil ihnen die Ziele eines Kriegszugs ziemlich gleichgültig sein konnten. So kam es immer wieder zu Desertionen und Meutereien, wenn Auftraggeber die Vertragsbedingungen nicht einhielten oder sich die allgemeinen Bedingungen für die Truppe erheblich verschlechterten. Auf Meuterei stand zwar die Todesstrafe, aber die Anführer von Meutereien waren durchaus bereit, alle Männer ihrer Einheit unter Morddrohungen zum Mitmachen zu zwingen. So geschah es wiederholt, dass sich Kriegsherren und Söldnerführer auf der einen Seite und meuternde Truppen auf der anderen Seite in Pattsituationen gegenüberstanden. Es war für das 16. Jahrhundert kennzeichnend, dass ganze Feldzüge, die eigentlich aussichtsreich begonnen hatten, wegen meuternder Truppen abgebrochen werden mussten.

Ein typisches Beispiel dafür bietet der Verlauf des Landshuter Erbfolgekrieges im Sommer 1504. Herzog Albrecht IV. von Bayern (München) konnte bei Kriegsbeginn 12 000 Fußknechte und 2000 Reiter gegen die Truppen Ruprechts von der Pfalz aufbieten. Doch der Feldzug war miserabel organisiert. Bei sengender Hitze, schlechter Versorgung und mangelndem Nachschub mussten die Söldner in einem fort marschieren. Der Herzog aber wollte Geld sparen und gönnte ihnen keine Pausen. Zudem wurde der versprochene Sold, wenn überhaupt, nur unregelmäßig und verspätet ausgezahlt. Bei

der Belagerung von Landau verlangten die Kriegsknechte ultimativ zusätzlichen Sturmsold. Als der Herzog sich weigerte darauf einzugehen, kam es zu Desertionen und Meutereien. Trotzdem blieben die Truppen Albrechts letztlich siegreich. Nach schweren Niederlagen erlag Ruprecht schließlich der Ruhr. Doch als der Herzog den Marsch in Richtung Pfalz antrat, verfügte er nur noch über 2000 Mann. Die übrigen waren gefallen, von Krankheiten hingerafft oder desertiert. Das Land aber war infolge von Plünderungen durch die Truppen verwüstet.¹³

Feldzüge im 16. Jahrhundert waren eine beschwerliche Angelegenheit. Die Straßen waren schlecht. Flüsse konnten nur mühsam und manchmal gar nicht überquert werden. Immer noch war man weit entfernt von den lange zurückliegenden Standards, als die Römer für ihre Legionen unter hohem technischem Aufwand halb Europa mit einer funktionsfähigen Infrastruktur versehen hatten. Die Artillerie, die Ausrüstung und die Versorgungsgüter zu transportieren, war sehr schwierig. Beutegut und mitunter ganze Herden von geraubtem Vieh, aber auch die schweren Münztruhen der Kriegskasse sorgten für zusätzliche Probleme. So marschierten die Truppen langsam. Oft wurden sie zudem noch von einem gewaltigen Tross begleitet: Händler mit ihren Waren, bei denen die Soldaten einkaufen und Beutestücke absetzen konnten, sowie viele Frauen und sogar Kinder bildeten eine Menschenmasse, die mitunter größer war als die kämpfende Truppe. Bei den Frauen und Kindern handelte es sich vielfach um die Familien von Soldaten. Hinzu kamen Wäscherinnen, Näherinnen und zahlreiche Prostituierte, wobei es sich oft um dieselben Personen handelte. Frauen versorgten auch Verwundete und Kranke. Das kriegerische Geschäft war also keineswegs reine Männersache.

Kaiser, Könige, Fürsten und Städte führten häufig Krieg. Es ging um Land, Besitzrechte, Macht und Ruhm. Fast das gesamte 16. Jahrhundert hindurch herrschte irgendwo Krieg. Doch staatliche Institutionen, die den Krieg organisieren und alimentieren konnten, existierten allenfalls rudimentär. Die Träume eines Niccolò Machiavelli vom funktionstüchtigen und durchsetzungsfähigen Machtstaat zerschellten einstweilen nicht nur in Italien, sondern auch in den deut-

schen Landen an der chaotischen Realität. Aber der Kampf um die Durchsetzung staatlicher Gewalt blieb ein Kernthema des 16. Jahrhunderts. Dies war nicht nur ein zentrales Problem in Europa. Auch in den muslimischen Großreichen der damaligen Zeit standen die Bemühungen um die Errichtung effizienter Staatswesen im Mittelpunkt. So war etwa das Mogulreich im fernen Indien über mehrere Jahrzehnte hinweg recht erfolgreich in seinen diesbezüglichen Anstrengungen. Allerdings darf man auch das dort Erreichte nicht überbewerten. Das monumentale Werk von Abu'l-Fazl Allami, eines der wichtigsten Berater des Mogulherrschers Akbar, spiegelt vielfach eher Wunschvorstellungen als die Wirklichkeit.¹⁴

Die Ähnlichkeiten in der Entwicklung eigentlich ganz unterschiedlicher staatlicher Gebilde waren kein Zufall. Sie alle litten unter der Schwierigkeit, immer größere Streitkräfte, immer teurere Waffen und fast permanent Kriege zu finanzieren. Dazu bedurfte es einer effizienten Verwaltung und steigender Staatseinnahmen. Doch Steuern spielten in deutschen Landen nur eine untergeordnete Rolle, weil eben die Verwaltungen noch nicht weit genug entwickelt waren. Zölle, Regalien (Bergbau, Münzrecht und Marktrechte) reichten ebenso wenig aus wie Einnahmen aus Domänen. Selbst systematische Münzverschlechterungen – die Beimischung minderwertiger Metalle in Edelmetallnominale – halfen allenfalls temporär. So waren die Kriegsherren auf Kredite angewiesen. Kaiser Karl V. zum Beispiel borgte riesige Summen bei Finanzhäusern in Antwerpen und Augsburg. Fugger und Welser wurden berühmt als Finanziers des Kaisers. Aber zwischen 1552 und 1556 musste der Kaiser sagenhafte 49 Prozent Zinsen für kurzfristige Kredite zahlen. An die Aufstellung stehender Heere war unter diesen Umständen nicht zu denken. Vielmehr musste auf Kriegsunternehmer zurückgegriffen werden, die vorübergehend Truppen aufstellten und ins Feld führten. Mancher Feldzug wurde abgebrochen, weil den Kriegsherren das Geld ausging. So brauchte der Gegner – ohne zu ernsthaft zu kämpfen – nur darauf zu warten, bis die andere Seite wegen Zahlungsunfähigkeit ihre Truppen entlassen musste.¹⁵

Für die Söldner und ihr Verhalten hatten die Schwäche des Staates und die unsichere Finanzlage ganz konkrete Auswirkungen. Die

Männer konnten sich nicht darauf verlassen, regelmäßig den versprochenen Sold ausgezahlt zu bekommen. So sahen sie sich nach anderen Einnahmequellen um in der Hoffnung, ihre prekäre Lage angesichts der zeitlich begrenzten Anstellung verbessern zu können. Ein besonders beliebtes Mittel dabei waren Plünderungen, ob von den Befehlshabern genehmigt oder auf eigene Faust. Das Plündern von Dörfern und Städten galt als durchaus legitim.¹⁶ Die damit verbundenen Verwüstungen waren auch gängige Taktik von Kriegsherren, um den Gegner zu schädigen. So litt vor allem die Zivilbevölkerung unter den Kriegszügen der Herrschaft. Plündernde Soldaten waren der Fluch des 16. Jahrhunderts und sollten es auch in den folgenden Jahrzehnten bleiben. Auf diese Weise fanden eine Entgrenzung und Brutalisierung der Kriegführung statt, wobei sich mitunter auch Zivilpersonen an Plünderungen und Racheakten beteiligten. Die Aussicht auf Plünderungen war vielfach sogar die eigentliche Motivation für Männer, in den Kriegsdienst zu treten. Sie alle träumten davon, irgendwann einen großen Schatz zu erbeuten und damit aller finanziellen Sorgen ledig zu werden.

Immer wieder kam es zu unkontrollierten, wilden Plünderungen. Mitunter wurde sogar das Territorium von Verbündeten nicht verschont. Doch die Befehlshaber bemühten sich, wenigstens ein Mindestmaß an Ordnung aufrechtzuerhalten. So trat die Erpressung von Geldern häufig an die Stelle gewaltsamen Raubes. Ein gängiges Mittel waren Brandschatzungen, womit Dörfer und Städte zu Zahlungen gezwungen wurden. Andernfalls drohte ihnen das Kriegsvolk mit dem Abbrennen der Häuser. «Brandmeister» waren für die geordnete Durchführung derartiger Maßnahmen zuständig. Auch Lösegeldzahlungen, mit denen sich Gefangene freikaufte, waren eine willkommene Einnahmequelle. Brutale Gewalt und Folter verliehen den Forderungen der Erpresser Nachdruck. Streitigkeiten unter Söldnern um die Beute stellten wiederum eine Gefahr für den Zusammenhalt der Truppe dar. Deshalb wurden von den Befehlshabern vertrauenswürdige «Beutemeister» eingesetzt, die für eine gerechte Verteilung sorgen und dem Kriegsherrn einen angemessenen Anteil sichern sollten.¹⁷

Die Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts ist reich an Beispielen

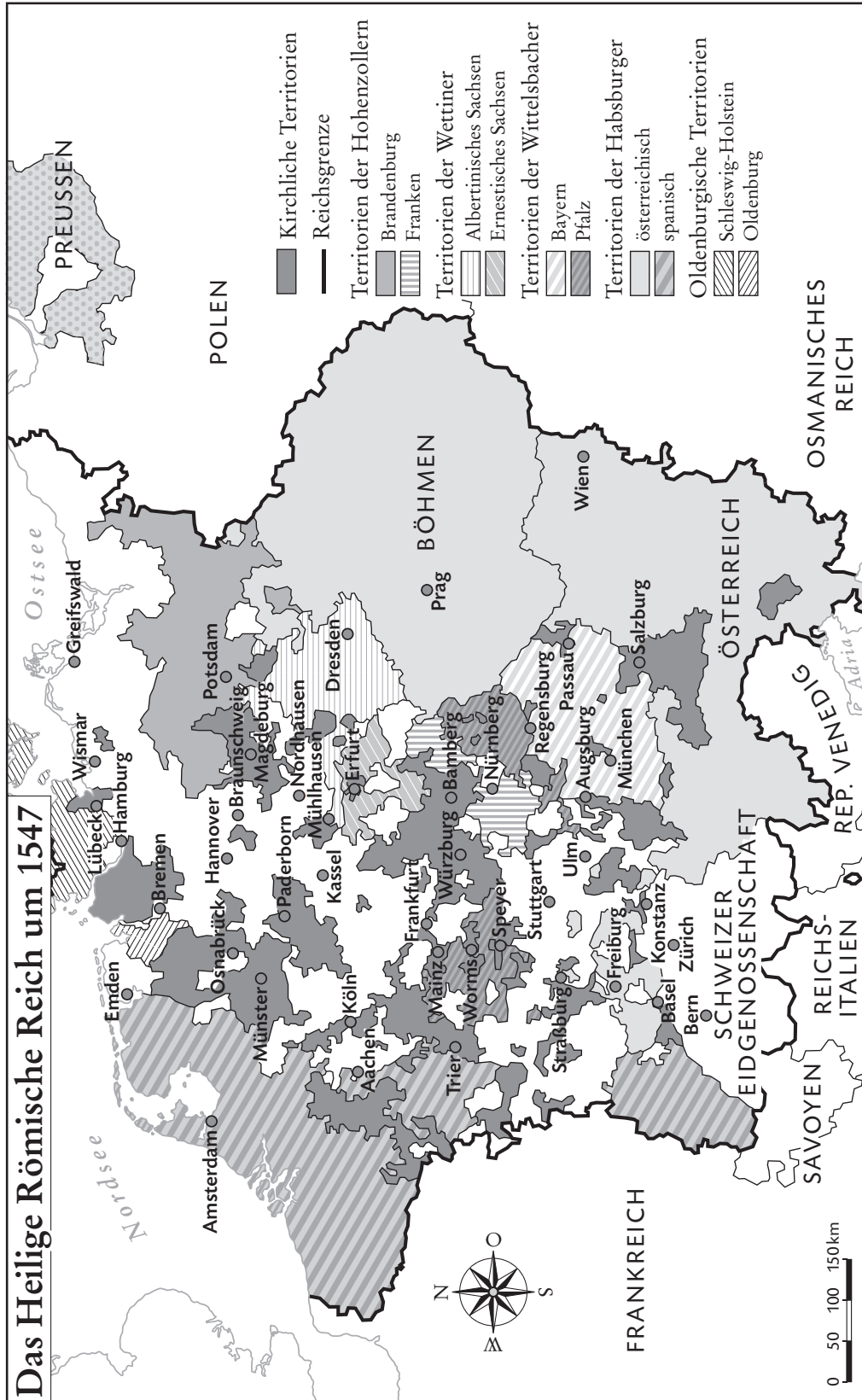
von Plünderungen, die obendrein mit Meutereien verbunden waren. Der wohl berüchtigtste Fall war der *Sacco di Roma*: Seit 1521 führte Karl V. in Norditalien Krieg gegen Frankreich und dessen Verbündete.¹⁸ Dabei gelangen spektakuläre Siege, an denen Georg von Frundsberg mit seinen Truppen maßgeblichen Anteil hatte. Im Februar 1525 wurden die Franzosen und ihre Schweizer Söldner bei Pavia vernichtend geschlagen. König Franz I. geriet in die Gefangenschaft der Habsburger. Doch schon bald bildete sich eine neue Koalition unter Beteiligung des Papstes, und der Krieg ging weiter. Karl V. konnte und wollte seine Truppen nun nicht mehr bezahlen. So brach am 16. März 1527 im Feldlager von Bologna eine offene Revolte aus. Die Landsknechte verjagten ihre Offiziere und verlangten ultimativ ihren ausstehenden Sold. Georg von Frundsberg, inzwischen bereits 53 Jahre alt, versuchte erfolglos, seine Männer zu beruhigen. Dabei erlitt er vor Aufregung einen Gehirnschlag, von dem er sich nie mehr erholen sollte. Die nunmehr führerlosen Soldaten rotteten sich mit spanischen und bald auch italienischen Truppen zusammen und zogen auf Rom, um sich am Papst für ihre missliche Lage zu rächen. Da Papst Clemens VII. den Großteil seines Heeres entlassen hatte, um Geld zu sparen, wurde die Stadt kaum verteidigt. Am 6. Mai 1527 stürmten 24 000 Mann die «Heilige Stadt». Es folgten wochenlange Plünderungen, Vergewaltigungen, Folterungen und Morde. Auch vor Kirchen machte der Söldnermob nicht halt. Über 90 Prozent der Kunstschatze Roms, große Mengen Goldes und andere Reichtümer wurden geraubt. Am 7. Juni kapitulierte auch der Papst auf der Engelsburg und musste 400 000 Dukaten an Lösegeld zahlen. Dann erst zog die Soldateska ab. In Europa war die Empörung über diesen Frevel groß. Doch Karl V. hatte den Angriff auf Rom nicht befohlen, wenn er auch politisch davon profitierte. Vielmehr handelte es sich um ein krasses Beispiel für die Disziplinosigkeit, Raffgier und extreme Gewaltbereitschaft von Söldnern in der damaligen Zeit.¹⁹

Eine unglückliche Beziehung: Der Kaiser und das Reich

Karl V. schien nun auf dem Höhepunkt seiner Macht. Der geschlagene Papst ließ sich sogar herbei, der offiziellen Kaiserkrönung zuzustimmen. Der Herrschaftsbereich Karls reichte von Amerika, über Spanien und Teilen Norditaliens bis an die unruhigen Grenzen des Osmanischen Reiches. Zudem regierte er Burgund als Erbe Karls des Kühnen und seines Großvaters Maximilian I. Doch im Heiligen Römischen Reich stand seine Macht auf tönernen Füßen.

Auf Landkarten erscheint sein Reich riesig. Aber in der Realität handelte es sich nicht nur um einen Flickenteppich verschiedener Herrschaften. Vielmehr drifteten erhebliche Teile des Reiches allmählich weg. Seit 1499 war die Schweizer Eidgenossenschaft de facto aus dem Verband ausgeschieden. In den Niederlanden regte sich Widerstand gegen die Herrschaft der Habsburger, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einen letztlich erfolgreichen Unabhängigkeitskampf mündete. In Böhmen rumorte es fast permanent, während die Macht des Kaisers in Italien instabil war. Andererseits verfügten die deutschen Lande mit etwa 20 Millionen Einwohnern über die größte Bevölkerungszahl Europas. Wirtschaftlich standen vor allem die Städte in voller Blüte, wenn sie nicht gerade Opfer von Krieg und Plünderungen wurden. Handel und internationale Geldwirtschaft leiteten Frühformen des Kapitalismus ein. Das Handwerk nahm eine rasante Entwicklung. Auch deutsche Künstler wie Albrecht Dürer, die beiden Lucas Cranach und Tilman Riemenschneider zählten zu den Größen ihrer Zeit. Viele ihrer Werke demonstrierten den Wohlstand des aufsteigenden Bürgertums und die Kunstbeflis-senheit fürstlicher Herren. Eigentlich existierten also durchaus gute Voraussetzungen für ein mächtiges, wohlhabendes und prächtiges Reich, wenn nur die Zentrifugalkräfte unter Kontrolle gebracht worden wären.

Ob allerdings ein zentralistisches Reich als Machtstaat unter Führung der Habsburger eine gute Lösung für die europäische Geschichte gewesen wäre, bleibt eine spekulative Frage. Manche Katastrophen, wie etwa der Dreißigjährige Krieg, wären auf diese Weise



Karte 1 Das Heilige Römische Reich um 1547

vielleicht verhindert worden. Aber niemand kann beurteilen, was die Folgen einer Hegemonialstellung des Habsburgerreiches gewesen wären. Es ist ein Grundsatzproblem historischer Reflexion, dass sich Alternativen zum tatsächlichen Gang der Geschichte nicht wissenschaftlich begründet durchspielen lassen. Wir haben es hier mit dem Paradoxon zu tun, dass sich Geschichte eben nicht – auch nicht *ex post* – prognostizieren lässt, weil ihre Elemente viel zu komplex sind, um kontrafaktische Vorstellungen wie in einer Versuchsreihe durchzuspielen.²⁰ Nur eines ist sicher: Deutschnationale Trauergesänge über das Scheitern des Reiches tragen zur Klärung des Sachverhalts wenig bei.

Tatsache ist, dass damals andere Länder, vor allem Frankreich, straffer und besser organisiert waren. Die Habsburger hatten es zwar immerhin geschafft, sich als Dynastie zu etablieren. Gleichwohl aber verfügten die Kurfürsten immer noch über das Recht, den neuen Herrscher zu wählen, was sie sich vergolden ließen. Die Wahl Karls V. im Jahre 1519 war nur durch den Einsatz riesiger Bestechungssummen möglich geworden, für die Jakob II. Fugger die notwendigen Kredite bereitstellte und im Gegenzug bedeutende Privilegien erhielt. Der Papst musste obendrein der Kaiserkrönung zustimmen, wofür er natürlich Gegenleistungen verlangte. Immerhin besaß der Kaiser im Reich ein großes Prestige, das er politisch in die Waagschale werfen konnte. Doch auf den sporadisch einberufenen Reichstagen demonstrierten Fürsten, reichsunmittelbare Adlige und Reichsstädte ihre Macht, während sie gleichzeitig ihre Interessengegensätze ausfochten. Eine Zentralisierung des Reiches, die zwangsläufig die Beschneidung ihrer Rechte bedeutet hätte, lehnten die Stände unter allen Umständen ab. Wenigstens hatte 1495 der Reichstag zu Worms die Einrichtung eines Reichskammergerichts beschlossen. Doch die Eidgenossen verweigerten die Anerkennung des Gerichts und erklärten damit *de facto* ihre Unabhängigkeit vom Reich, die sie 1498/99 im Schwabenkrieg auch militärisch untermauerten. Zwar beschlossen die Reichstage im Verlauf des 16. Jahrhunderts immer wieder Ansätze zu reichsweiten Reglementierungen, etwa hinsichtlich des Söldnerwesens im Jahre 1570. Doch die Ergebnisse blieben bescheiden.

Vor allem aber zeigten die Stände wenig Interesse daran, die aus-

wärtigen Kriege des Kaisers zu unterstützen. So verweigerten sie wiederholt die Bereitstellung von Truppen und Geldern. Warum hätten sie sich auch anders verhalten sollen? In ihren Augen verfolgten die Habsburger nur Eigeninteressen bei der Erweiterung ihrer Hausmacht. Seit Maximilian I. kämpften sie um die Herrschaft über Burgund. Die Kriege in Italien wurden für die Macht des Kaisers geführt. Die Kämpfe gegen die Osmanen waren zwar theoretisch eine Angelegenheit der gesamten Christenheit, doch in Wirklichkeit ging es in diesem Konflikt um die Herrschaft der Habsburger in den österreichischen Erblanden und in Ungarn. Hinzu kam, dass Karl V. über lange Jahre in Deutschland gar nicht anwesend war. Als König von Spanien hatte er dort genug mit der Durchsetzung seiner Macht zu tun. Zwischenzeitlich führte er sogar Krieg gegen Tunis in Nordafrika. Und besonders lag ihm Burgund am Herzen, wo er aufgewachsen und erzogen worden war. Dieser Kaiser fühlte sich nämlich in erster Linie als Burgunder. Deutsche Angelegenheiten überließ er über weite Strecken seinem Bruder Ferdinand, und schon Zeitgenossen konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ihm diese Probleme eigentlich lästig waren.

Die institutionelle Schwäche des Reiches eröffnete den Fürsten die Chance, ihre eigene Macht zu vergrößern. Sie versuchten, außenpolitisch ihre Territorien zu erweitern und gleichzeitig innenpolitisch den Weg zur Errichtung eines Machtstaates einzuschlagen. Im 16. Jahrhundert hatten sie damit nur begrenzten Erfolg, doch etablierte sich damit ein Trend, der zukunftsweisend werden sollte. Der Aufstieg der Fürstenstaaten vollzog sich nicht nur auf Kosten des Reiches, sondern traf vor allem kleinere Adelsherrschaften wie etwa die Ritter, aber auch die Städte und teilweise sogar die Kirche. Dies führte zu immer neuen Konflikten, Machtkämpfen und kriegerischen Auseinandersetzungen. Für Kriegsunternehmer und Söldner bot sich ein reiches Betätigungsfeld, während die Zivilbevölkerung zu leiden hatte.

Diese Konflikte erhielten zusätzliche Nahrung durch eine Revolution auf religiösem Gebiet: die Reformation. Seit 1517 hatte der Wittenberger Theologe Martin Luther gegen das Finanzgebaren der Kirchenoberen protestiert und dabei vor allem die bedenkliche Praxis

kritisiert, Sündenerlasse gegen Geld zu verkaufen. Gottes Gnade und Gerechtigkeit könne den Menschen allein durch den festen Glauben an Jesus Christus zuteilwerden, argumentierte Luther auf der Grundlage eingehender Bibelexegese. Er verlangte zudem eine grundlegende Kirchenreform. Daraufhin wurde er der Häresie angeklagt, was schließlich in Luthers Exkommunikation und seinem Bruch mit der etablierten Kirche gipfelte. Auf dem Reichstag zu Worms wurde Luther im April 1521 vor den versammelten Reichsständen verhört. Auch Karl V. war anwesend, hörte aufmerksam dem abtrünnigen Mönch zu und verfasste anschließend eine entschiedene Ablehnung von Luthers Ansichten. Tief im traditionellen Glauben verwurzelt, der Einheit der Religion gegen jegliche Häresie verpflichtet und seinem Universalanspruch als Hüter der Christenheit entsprechend verhängte der Kaiser über Luther die Reichsacht. Aber man hatte Luther freies Geleit versprochen, sodass er nicht wie einst der böhmische Reformator Jan Hus – nach einem Wortbruch des deutschen Königs Sigismund – auf dem Scheiterhaufen endete, sondern unbehelligt abreisen konnte. Der Kaiser und die etablierte Kirche haben diese Großzügigkeit im Nachhinein bereut.²¹ Aber Luther war jetzt vogelfrei und konnte jederzeit einem Mordanschlag zum Opfer fallen. Sein Landesherr, der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, ließ ihn jedoch nicht im Stich und setzte Luther heimlich auf der Wartburg fest. Dort übersetzte Luther die Bibel und schuf so nebenbei die maßgebliche Grundlage für die Herausbildung der deutschen Hochsprache.

Deutschnationale Geschichtsschreiber haben Luther später als Heroen und Verteidiger der deutschen Freiheit gegen römische Anmaßung gefeiert.²² Auch Zeitgenossen wie der Ritter und Humanist Ulrich von Hutten und dessen Verbündeter Franz von Sickingen sahen in Luther den Sprecher für die deutsche Sache – was immer das sein sollte –, der für die Kirchen- und Reichsreform eintreten würde. Doch Luther war und blieb in erster Linie Theologe. Einen deutschen Nationalismus gab es in dieser Epoche zudem ohnehin nicht. Gleichwohl fand Luther schnell zahlreiche Anhänger, zumal der Buchdruck die weite Verbreitung seiner Schriften ermöglichte. Die Revolte gegen Rom war bei weiten Bevölkerungsschichten populär, förderte sie doch Hoffnungen auf ein Aufbrechen der drücken-

den und ausbeuterischen Sozialordnung. Aber auch Städte, Adlige und sogar Reichsfürsten schlossen sich der immer stärker werdenden Bewegung an, um die Vertretung ihrer jeweiligen Interessen mit Gottes Gnade und Gerechtigkeit verbrämen zu können. So wurde die Reformation zu einer hochpolitischen Veranstaltung, die sich gegen den Papst und auch gegen den Kaiser richtete. Weite Teile Europas wurden von ihr erfasst. In Zürich predigte Huldrych Zwingli eine eigene Form der Reformation und erreichte damit viele Gebiete der deutschsprachigen Schweiz. In Genf errichtete Jean Calvin die Herrschaft einer noch rigideren Variante des Protestantismus, welche schon bald viele Anhänger in Europa fand und auch in den deutschen Landen Wirkung zeigte. Zudem breitete sich die radikale Bewegung der Wiedertäufer aus, die zum Teil einen ausgesprochen sozialrevolutionären Charakter annahm und in Münster im Jahre 1534 eine chaotische Gewaltherrschaft etablierte.

Doch Luther war kein Sozialrevolutionär und stand den verschiedenen Spielarten der Reformation kritisch bis strikt ablehnend gegenüber. Seine Errettung durch die Gunst Friedrich des Weisen hatte ihm gezeigt, dass er und seine Ideen des Schutzes einer Obrigkeit bedurften. So schwenkte Luther auf eine politisch konservative Linie ein, die den Fortbestand der weltlichen Ordnung propagierte. Das machte die entstehende Lutherische Kirche für viele Herrschende attraktiv. Die Kirche unterwarf sich denn auch bereitwillig den jeweiligen Landesherren, wenn diese sich nur zur neuen Lehre bekannten. Fürsten, kleinere Adelherrschaften und Städte konnten zudem den Protestantismus nutzen, um sich gegen altgläubige Nachbarn abzusetzen und auch dem Kaiser Paroli zu bieten. Ein willkommener Nebeneffekt war darüber hinaus die Möglichkeit, Güter der katholischen Kirche zu enteignen und damit die eigenen Kassen zu füllen.

Selbstverständlich nahmen der Papst in Rom und seine Anhängerschaft diese für sie so bedrohlichen Entwicklungen nicht tatenlos hin. Im Jahre 1534 wurde die Societas Jesu gegründet, die sich schon bald zur Speerspitze der Gegenreformation aufschwang. Im Reich hielten der Kaiser und viele Stände dem alten Glauben und den damit verbundenen Machtverhältnissen die Treue. Aus den Glaubensgegen-

sätzen und den dahinterstehenden materiellen Interessen entwickelten sich nun neue Konflikte, die das Reich in seinen Grundfesten erschütterten. Auf den Reichstagen prallten die Ansprüche beider Seiten aufeinander. Im Jahre 1526 wurde auf dem Reichstag zu Speyer noch der Kompromiss gesucht. Man einigte sich darauf, dass jeder Landesherr in seinem Territorium die von ihm gewünschte Konfession durchsetzen durfte (*cuius regio, eius religio*). Doch die Spannungen waren damit nicht beseitigt. Vier Jahre später zeigte sich vielmehr auf dem Reichstag zu Augsburg, dass sich die Spaltung immer mehr vertiefte. Zum Schutz ihrer Interessen gründeten einige protestantische Stände unter maßgeblicher Beteiligung von Landgraf Philipp I. von Hessen im Jahre 1531 den Schmalkaldischen Bund. Doch der Bund war brüchig und umfasste nicht alle protestantischen Kräfte. Immerhin konnte 1534 Württemberg erobert und der vor Jahren vertriebene Herzog Ulrich wiedereingesetzt werden. Der Kaiser musste diesem Treiben zusehen, weil er mit seinen auswärtigen Kriegen beschäftigt war. Nachdem er aber 1544 seinem alten Feind König Franz I. von Frankreich einen Frieden aufgezwungen hatte, war er zum Durchgreifen im Reich entschlossen. Gemeinsam mit seinem Bruder Ferdinand und Herzog Moritz von Sachsen ging er 1546 gegen die Anführer des Bundes, Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, vor. Nach anfänglichen Erfolgen geriet der Schmalkaldische Bund schon bald in finanzielle Schwierigkeiten, weshalb ihm viele Söldner davonliefen. Süddeutschland musste aufgegeben werden. Hessen war wegen fehlender Ressourcen schließlich kampfunfähig, und das Heer Johann Friedrichs wurde in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 vernichtend geschlagen. Johann Friedrich geriet wie auch Landgraf Philipp in jahrelange kaiserliche Gefangenschaft und musste auf die Kurwürde verzichten, die Herzog Moritz übertragen wurde. Der Schmalkaldische Bund wurde aufgelöst. Der Protestantismus lag am Boden.

Doch im Überschwang des Sieges überzog Karl V. seine Ansprüche. Er versuchte nun, das Reich unter monarchischer Führung stärker zu zentralisieren. Obendrein wollte er die Kaiserkrone an seinen Sohn, den spanischen Infanten Philipp, vererben. Damit wären die Protestanten endgültig unter katholisch-spanische Kuratel geraten.

Ausgerechnet unter der Führung des sächsischen Kurfürsten Moritz verschworen sich deshalb mehrere Fürsten gegen den Kaiser. Sie verbündeten sich dafür sogar mit dem neuen französischen König Heinrich II. Der Fürstenaufstand brach 1552 los. Die katholischen Stände, die eine Machterweiterung des Kaisers ebenfalls ablehnten, verhielten sich neutral. Karl V. verfügte zu diesem Zeitpunkt kaum über Truppen und musste aus dem Reich fliehen. Er kehrte nie mehr zurück und dankte nach Misserfolgen im Kampf mit Frankreich als kranker und sichtlich gealterter Mann im Jahre 1556 sogar ab. Mit Karl V. scheiterte der Universalanspruch des Heiligen Römischen Kaisertums endgültig an den Machtansprüchen der aufstrebenden Territorialstaaten innerhalb und außerhalb des Reiches. Fortan prägten Positionskämpfe zwischen den moderneren Staatsgebilden die Geschichte des Reiches und Europas.²³ Der Bruder Karls V., der als Ferdinand I. die Herrschaft im Reich übernahm, war pragmatisch genug, diese Entwicklung zu akzeptieren und mit den Protestanten und ihren Fürsten Kompromisse einzugehen. Im Passauer Vertrag, der im Augsburger Religionsfrieden von 1555 bestätigt wurde, erhielten die Protestanten eine gleichberechtigte Stellung im Reich. Ausgeschlossen blieben Zwinglianer, Calvinisten und Wiedertäufer. Doch auch dieser Ausgleich hatte nicht allzu lange Bestand. Denn der Konflikt zwischen dem dezidiert katholischen Kaisertum, den Reichständen und den protestantischen Fürsten schwelte weiter.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de